

Bütowsche Vertellkes

Gesammelt und erzählt von
Hans-Joachim Heß



Herausgeber:

Stadtverwaltung Frankenberg (Eder)
Obermarkt 13, 3558 Frankenberg (Eder)
anlässlich des 12. Patenschaftstreffens
am 27. und 28. August 1983
Titelzeichnung: Günter Bussiek

Inhaltsverzeichnis (Seiten-Nr. der Vorlage)

Mie Heimatuert	1.	6
2. Durch Bütows Wald und Flur		9
3. Bütower Maskenball		12
4. Der stärkste Mann von Bütow		13
5. Sie nannten ihn Kohnchen		14
6. Ferien auf dem Lande		18
7. Uns Fritz studiert Minister		28
8. Einführung in die Rindvieh- und Schweinezucht		31
9. Wie der Paschke-Krug zu seinem Namen kam		34
10. Sieben Kinder und noch kein Mann		36
11. Der Jahrmarkt		38
12. Dor speikend dat		45
13. Der Fahnnagel		49
14. August Brunke		55
15. Mien Pommernland (von Bernhard Trittelwitz)		58

Inhalt (Seiten-Nr hier):

MIEE HEIMATUURT	2
VORWORT	3
LIEBE BÜTOWER!	3
DURCH BÜTOWS WALD UND FLUR	4
BÜTOWER MASKENBALL	5
DER STÄRKSTE MANN VON BÜTOW	6
SIE NANNTEN IHN KOHNCHEN	7
FERIEN AUF DEM LANDE	9
UNS FRITZ STUDIERT MINISTER	14
EINFÜHRUNG IN DIE RINDVIEH- UND SCHWEINEZUCHT	16
WIE DER „PASCHKE-KRAUG“ ZU SEINEM NAMEN GEKOMMEN SEIN SOLL	18
SIEBEN KINDER UND NOCH KEIN MANN	19
DER JAHRMARKT	20
DOR SPEIKEND DAT	24
DER FAHNENNAGEL	26
AUGUST BRUNKE	29
MIEN POMMERLAND (VON BERNHARD TRITTELWITZ)	31

Miee Heimatuert

S.6

Dor ganz wiet, ganz wiet dorhinge,
 wo de Ficht am Sandbarg steht, w
 o sich guldne Feller fmge,
 wo de Storm dirchlt Strandhult weht,
 wo de Bäk dirch greine Wische
 treckt an witte Woaterkant,
 wo de Oadeboars noch Poge fische -----
 dor, dor is nüee Heimatland!

Wo ut witte Kesperböme
 kickt e schmuck rod Teigeldack,
 wo ün Strohdack Uhle dröme
 ewerm hoge Schienefack,
 wo dat Linne bleikt im Soamer,
 wo de Buer pleigt de Fuhr,
 wo noch Spickgeis inne Koamer -----
 dor, dor is miee Heimatuert!

Wo de Rose schöner blöge
 as sist wo up de gante Wilt,
 wo sich helle Oogen fröge,
 kimmt de Voader ut dein Füd.
 Wo dat Spinnrad noch sich runddreht,
 wo de Koater grippt de Mus,
 wo mien Mudder fär mie bät't hät -----
 dor, dor steht miee Voaderhus!

Vorwort

Liebe Landsleute!

Es freut uns, Ihnen auch diesmal wieder anlässlich des Patenschaftstreffens eine kleine Broschüre überreichen zu können.

Es ist mit Sicherheit keine große schriftstellerische Arbeit, und die soll es auch nicht sein.

Hier hat nur ein einfacher Bütower Bauernjunge seinen Mitmenschen und sich selbst auf das „Maul“ und auf die Finger geschaut. Was er dort gesehen und gehört hat, hat er aufgeschrieben, und das sind die hier vorliegenden „Bütowschen Vertellkes“:

Begebenheiten, die sich so oder ähnlich in Stadt und Land Bütow zugetragen haben.

Es kann aber der Beitrag eines einzelnen nur ein bescheidener Anfang sein. Deshalb darf ich Sie, meine lieben Landsleute, bitten, mitzuhelfen, daß aus diesem kleinen Heft einmal eine ansehnliche Sammlung wird.

Uns zur schmunzeln Erinnerung, unseren Kindern und Kindeskindern zum besseren Verständnis des Bütower Landes und seiner Menschen, ihrer Vorfahren.

...

Im Vorliegenden sind die Namen absichtlich geändert oder fortgelassen worden. Sollte sich aber trotzdem einer auf die berühmten Hühneraugen getreten fühlen, so kann ich mich bei ihm nur mit dem großen mecklenburgischen, plattdeutschen Heimatdichter Fritz Reuter entschuldigen:

*Und wenn von jug nu einer gor still meinen,
ick had ein meint und sinen Stand,
dann mein ick, meint hei falsch, ick mein hier keinen,
un siene Meinung is en Unverstand!*

Frankenberg, den 27. August 1983

Hans-Joachim Heß

Liebe Bütower!

„Vertellkes“ aus Bütow, von unserem Landsmann Heß mit viel Mühe und Liebe geseammelt und zusammengestellt, können Ihnen an diesem Patenschaftstreffen überreicht werden. Nicht eine anspruchsvolle schriftstellerische Arbeit war beabsichtigt, sondern eine Erinnerung an unsere Heimat und an die Menschen, die von ihr geprägt wurden, sollte aufgeschrieben und so dem Vergessen entrissen werden. Das ist mit dieser Arbeit gelungen. Vielleicht etwas wehmütig, bestimmt aber mit einem Schmunzeln, wird man sich der Menschen und Geschehnisse erinnern. Das soll aber zugleich eine Anregung sein, aus der eigenen weitere Geschichten und Geschichtchen, Erlebtes und Erzähltes aufzuschreiben - für eine Fortsetzung dieser „Vertellkes“. Es gab in unserer Heimat Sonderlinge und Originale, die stets für Abwechslung, für Gespräche und Klatsch sorgten und Farbe in den Alltag brachten und die zu Bütow gehörten wie die Burg, die bekannterweise von „Ich, Oskar Mendel“ erbaut wurde. Das aufzufrischen wird nicht nur den „Alten“ Freude bereiten.

So danken wir dem Erzähler und Sammler für diesen Anfang.

Kurt Zielke
Vorsitzender des Heimatkreises
Bütow

Sepp Waller
Bürgermeister der Stadt
Frankenberg

Durch Bütows Wald und Flur

S.9-11

Dort, wo Pommerns Berge am höchsten, seine Wälder am größten und seine Seen am zahlreichsten sind, dort, Fremder, findest du unsere Heimat, unser Bütower Land.

Man muß schon die lauten Straßen verlassen, um es überhaupt zu entdecken. Dem Wanderer aber, der keine Mühsal und Beschwerde scheut, erschließt es sich dann in seiner ganzen Schönheit und Vielfalt. Berg und Tal, Kuppen und oftmals tief eingeschnittene Flußtäler reihen sich in stetem Wechsel harmonisch aneinander und geben unserem buckligen Ländchen, wie es oftmals genannt wird, sein typisches Aussehen.

Etwa ein Drittel des Kreises ist mit Wald bestanden, in dem das Schwarzwild durch das Dickicht bricht und zur Brunftzeit kapitale Hirsche röhren. Auf den sandigen Böden ist die Kiefer dominierend, die ein hervorragendes Bauholz liefert. Aber auch Laub- und Mischwälder sind sehr zahlreich vertreten und prangen im Herbst in unvergleichlicher Schönheit. Dort, wo die Berge zurücktreten, findet man noch ausgedehnte Heideflächen, die dein Betrachter wie am ersten Schöpfungstag erscheinen mögen. Hier hat der Mensch noch nichts zerstört. Hier ist er in seine Umgebung eingebettet und in dauernder Wechselbeziehung zu ihr stehend selbst ein Stück der ihn umgebenden Natur.

Der schönste Schmuck der Landschaft aber sind die zahlreichen Seen. Es gibt kaum ein Dorf, das nicht einen oder sogar mehrere von ihnen sein eigen nennt. Der größte, der Jassener See, bedeckt eine Fläche von über 500 ha. Mit seiner reichen Vogelwelt schon seit längerer Zeit ein einmaliges Naturschutzgebiet, übte er stets auf die Ornithologen eine besondere Anziehungskraft aus. Besonders Fischreiher und Kormoran horsteten in großen Scharen auf den alten Eichen und auf den Bäumen der neun Inseln als Brutvögel. Beide sind große Fischräuber, aber trotzdem wurde der Kormoran streng geschützt, da es davon im nördlichen Mitteleuropa nur noch wenige gab.

Kraniche säumten in langer Reihe das Seeufer und ließen ihre trompetenartigen Rufe ertönen. Für jeden echten Naturfreund war dies ein einmaliges Erlebnis, ein Bild, das an Schönheit seines gleichen sucht.

Aber alles tritt in den Hintergrund, alles andere verblaßt in der Erinnerung des einsamen Wanderers, wenn er das helle „kji, kji, kli“, den Schrei des Königs der Lüfte, des größten Greifvogels, den es in Deutschland überhaupt gibt,

den Schrei des Seeadlers hört und sein Flugbild sich am blauen Himmel abzeichnet. Mit einer Spannweite von über 2,50 m schwebt er, kaum eine Schwinge rührend, majestätisch und fast schwerelos dahin.

Da ist er, unser Vogel Griep, der seit je die Menschen beeindruckt hat und zum Symbol für Stärke und Kühnheit geworden ist. Worte reichen kaum aus, um das zu schildern, was so mancher Pommer bei seinem Anblick empfindet. Mythos, Volksglaube und Sage haben sich seiner bemächtigt, und immer wieder hat man ihn seit frühesten Zeiten in der Kunst dargestellt. Wir können heute nur noch hoffen und wünschen, daß er auch weiterhin über unserem Lande seine Kreise ziehen möge.

Jeder See hat sein eigenes Gesicht, seinen besonderen Charakter. Von besonderer Schönheit ist der Kamenz-See, der leider nach dem Versadler Vertrag nur noch zu einem kleinen Teil deutsch geblieben ist. Er liegt auf steilen, bewaldeten Hängen umringt tief in die Landschaft eingebettet gleich einem Fluß, der sich einen Weg durch das Gebirge sucht. Verträumt unter hohen Buchen finden wir in den Heischkullen bei Borntuchen den kleinen Herta-See, der seinem sagemuwobenen Vetter auf der Insel Rügen sehr ähnlich ist. Gern wurde er von Ausflüglern aufgesucht. Das eigentliche Naherholungsgebiet unserer Kreisstadt war aber der nahegelegene Gillingsee. Mit vielen Wassersportmöglichkeiten, Wanderwegen und mit Gieses Bootshaus war er der Wannsee Bütows.

Für die kulinarischen Genüsse, soweit sie vom Fischmarkt abgedeckt wurden, sorgten in erster Linie der Jassener- und der Somminer-See. Sie lieferten, bedingt durch ihren klaren, sandigen Untergrund, einen sehr wohlschmeckenden Fisch.

Dieses schöne, buckelige Ländchen, das unsere Heimat war und ist, haben wir früher als eine Selbstverständlichkeit betrachtet und sind an manchen Dingen achtlos vorübergegangen. Erst jetzt, da wir es nicht mehr haben, weil es uns genommen ist, merken wir, was wir verloren haben und um wieviel ärmer wir geworden sind. Wir, das sind die Bütower Menschen aus Stadt und Land mit all ihrer Schaffenskraft, mit all ihrem Fleiß, aber auch mit ihren nur allzumenschlichen Schwächen und Ungereimtheiten. Das bist du und das bin ich, und von dir und von mir soll im Folgenden die Rede sein. Originale und Käuze hat unsere Heimat neben großen Männern und Frauen hervorgebracht; meistens aus knorrigem, hartem Holz geschnitten, aber mit einem fröhlichen Herzen ausgestattet. In ihren Streichen und Schoten, in ihrer Mundart und in ihren Gebräuchen offenbart sich, sieht man einmal genauer hin, ein großer Teil der Wesensart unseres Menschenschlages, der

im Laufe der Jahrhunderte das Gesicht des Bütower Landes geprägt hat und von ihm selbst geprägt wurde.

Lautes Lachen ist nicht unsere Art. Wir lieben vielmehr das stille, manchmal auch etwas hintergründige Schmunzeln, und der Schalk sitzt vielen oft im Nacken.

Das bekam einmal ein etwas übereifriger Förster zu spüren, der es mit der Jagd auf vermeintliche Wilderer mehr als ernst nahm.

Wildddiebe im eigentlichen Sinne hatte es im Bütower Land schon lange nicht mehr gegeben, und unser Grünrock hatte wohl zu viele Romane gelesen, die dann seine Phantasie über Gebühr beflügelten.

In der Geschichte des Bauerntums jedoch kannte er sich gewiß nicht aus. Er hätte sonst wissen müssen, daß es früher einmal jedem Landwirt gestattet war, auf seinem eigenen Grund und Boden zu jagen. Erst in neuerer Zeit wurde den Bauern durch einengende behördliche Bestimmungen die diesbezügliche Gewohnheitsrecht genommen. Das war für manch einen Dickschädel zuviel, und nach der Devise: „Du kasst mie moal am.....“ holte er sich dann doch mal von Zeit zu Zeit einen Krummen (einen Hasen) nach Hause. Diese Art der Selbstversorgung als Wildddieberei anzusehen, konnte auch nur diesem 150prozentigen Forstbeamten einfallen. Wie kam man nun aber möglichst lautlos in den Besitz eines Hasen? Ganz einfach! Man hob im Winter eine entsprechend tiefe Grube aus, deckte sie mit leichtem, dünnen Reisig ab und legte obenauf einige grüne, für Langohren sehr einladende Kohlblätter. Bis es dann irgendwo im Dorf nach Hasenbraten roch, war jetzt nur noch eine Frage der Zeit. Auf einem Pirschgang war nun unser fleißiger Grünrock auf eine derartige Fallgrube gestoßen, in der Freund Lampe seine verzweifelten Befreiungsversuche machte. „Aha“, dachte unser Förster, „Bäuerlein, jetzt hab' ich dich!“ Er ging zu dem Besitzer dieses Feldes, nennen wir ihn mal Lehmann; und wollte ihn wegen Wildddieberei festnehmen. Zu leugnen gab es hier nichts mehr, und an Ort und Stelle sollte der Bauer überführt werden. Unser wackerer Landsmann hatte es nicht so eilig. Er ging zunächst ins Nebenzimmer, zog in aller Ruhe seine dicke Joppe an, und dann stapften beide durch den hohen Schnee davon.

Am Tatort angekommen, fragte der Förster: „Lehmann, haben Sie nun die Grube da ausgehoben oder nicht?“ „Ja, Herr Förster“, sagte der Beschuldigte in sehr ehrerbietendem Ton, „das habe ich gemacht“. „Und in der Dunkelheit wollten Sie den Hasen töten und nach Hause schaffen?“ „Da sei Gott davor“, sagte Lehmann, „die ganze Geschichte, das ist man so, Herr Förster, wissen Sie, das ist eine reine Erziehungsmethode.“ Dabei griff der Bauer in die

Grube, holte den zappelnden Hasen raus, legte ihn übers Knie, und mit einem Rohrstock, den er unter der Joppe hervorgeholt hatte, verabreichte er Freund Lampe eine gehörige Tracht Prügel und ließ ihn nach dieser Tortour laufen. „Sehen Sie, Herr Förster, die Schläge, die spürt der noch lange. Der kommt nicht noch einmal auf meinen Acker und frißt mir den Kohl ab.“ Beide verließen danach den Tatort. Mürrisch und angeschmiert der Waidmann, mit seinen Erziehungsmethoden sehr zufrieden und still vor sich hin schmunzelnd Bauer Lehmann.

Bütower Maskenball

S. 12

Die närrische Zeit ging auch an Bütow nicht ganz spurlos vorüber. Wenn auch Karnevalssitzungen mit viel Wein, Weib, Gesang und rheinischer Ausgelassenheit nicht unsere Art waren, so erfreuten sich doch die Maskenbälle bei Alt und Jung ganz besonderer Beliebtheit. Es konnte dabei durchaus passieren, daß ein junger, flotter Bursch sich in eine schöne Maske verliebte und bei der Demaskierung seine eigene Großmutter im Arm hielt. Die phantasievollen Kostüme wurden sehr oft mit viel Liebe und ebensoviel Fleiß selbst geschneidert, zumal dann, wenn die originellsten Aufmachungen prämiert wurden.

Den Vogel schoß hier zweifelsohne bei einem Maskenball im Bütower Hof ein in der Stadt sehr gut bekannter Apotheker ab. Er hatte sich mit viel Geschick in einen Kachelofen verwandelt. Wer kennt sie nicht, unsere schönen alten Kachelöfen mit Bratröhre, in der die Bratäpfel brutzelten, Rauchabzug und Feuerungstür? Alles war auch an dieser Maske vorhanden und funktionierte einwandfrei.

Es ist nun niemals richtig festgestellt worden, warum unser guter Pillendreher mit aller Welt haderte. Waren es die Stadtväter, waren es die Ärzte mit ihren kaum lesbaren Rezepten, oder war es die verschmähte Liebe einer schönen Bütowerin? Man weiß es nicht. Unser Kachelofen tanzte auch nicht. Aber dies wäre ja auch weiter nicht verwunderlich, denn dieser Leidenschaft frönen Öfen meistens nicht.

Die Aktivitäten dieser Maske beschränkten sich vielmehr auf die Tanzpausen. Wenn die Herren der Schöpfung ihre Damen an die Tische zurückkomplimentiert hatten, schlenderte unser Kachelofen durch die

Tischreihen und über das Tanzparkett. Er drehte sich hierhin und dorthin und dabei ging die Feuerungstür auf, und zu Gesicht kam zum Gaudium der meisten Anwesenden, denn Bütower waren auch für etwas derbere Späße zu haben, der blanke Allerwerteste unseres Pillendrehers.

Einige Moralisten, und auch die soll es in Bütow gegeben haben, nahmen doch Anstoß an der sich öffnenden Feuerungstür und sorgten dafür, daß diese Maske sanft aber bestimmt aus dem Verkehr gezogen wurde. Hatte sich eventuell auch gerade bei ihnen die Tür geöffnet?

Der stärkste Mann von Bütow

S.13-14

Schon bald nach der Gründung Bütows im Jahre 1346 blühten Handel und Gewerbe auf, und die Zünfte der einzelnen Handwerkskassen nahmen einen breiten Raum im gesellschaftlichen Leben der Stadt ein. Der ehrbare Meister galt noch etwas und der wackere Zunftgeselle nicht minder. Alles lief in geordneten Bahnen und jeder, ob groß oder klein, hatte seinen festen Platz in der Gesellschaft. Harte Arbeit einerseits, Beschaulichkeit und frohe Feste andererseits prägten den Bütower Menschen und drückten ihm über die Jahrhunderte hinweg den Stempel auf, bis die gewaltsame Vertreibung dieser Idylle ein jähes Ende bereitete. Man traf sich nach getaner Arbeit zum Dämmerstübchen, spielte einige Runden Skat oder auch Schafskopf, und dabei wurde dann das Neueste vom Tage erzählt oder auch Altes immer wieder gern aufgewärmt.

Auf diese Art und Manier pflegten nun auch zwei Bütower Fleischermeister ihren Feierabend zu verbringen. Beide hatten ein stattliches Gardemaß, die dazugehörige Schulterbreite, zwei Fäuste, die unter gewissen Umständen wie Dampfhämmer wirken konnten, und beide waren sich ihrer weit überdurchschnittlichen Körperkräfte durchaus bewußt.

Nach dem Genuß einiger Körner, doppelstöckige, versteht sich, gab der eine seinem Selbstbewußtsein immer dadurch Ausdruck, daß er laut und vernehmlich feststellte: „Der stärkste Mann von Bütow bin ich!“ Darauf erwiderte der andere stets: „Nach mich, Hanschen, nach mich!“ Noch ein Korn und noch ein Bier, und wieder war's im ganzen Lokal zu hören: „Der stärkste Mann von Bütow bin ich!“ „Nach mich, Hanschen, nach mich!“ Wie oft diese wechselseitigen Feststellungen nun getroffen wurden, läßt sich

heute nicht mehr feststellen, aber alles verlief immer harmonisch und friedlich.

Nach dein letzten: „Nach mich, Hanschen, nach mich“, trank man das jetzt schon etwas abgestandene Bier aus und ging gemeinsam, jeder mit gestärktem Selbstbewußtsein, nach Hause.

Ob nun bei dein letzten Dämmerstübchen einige Körner zuviel getrunken wurden oder ein gehässiges, den anderen abwertendes Wort gefallen war, ist nicht überliefert. Jedenfalls schwollen unseren beiden Fleischermeistern derart die Kämme, daß sie nun endlich und handgreiflich festzustellen versuchten, wer tatsächlich der stärkste Mann von Bütow war. Das Duell fand in der Seitenstraße neben dem Kaffee statt und da m einer Kleinstadt nichts verborgen bleibt, machte diese Nachricht am nächsten Tag in der Mittelschule bei Rektor Meyer die Runde. Es sollte sogar noch Blut auf dem Kopfsteinpflaster zu sehen sein, und der eine sollte dem anderen ein Ohr abgebissen haben.

Also in der Pause nichts wie hin! Das Blut war tatsächlich noch zu sehen, aber das abgerissene Ohr konnte auch unser durch das Lesen von Rolf Torrings und Tom Sharks Abenteuern geschärfte Auge nicht entdecken. Vielleicht hatte es sich auch schon Jankowskis Kater einverleibt, wir konnten es nicht feststellen. Das Ohr war weg und blieb weg. Gott sei Dank, von uns gehörte es keinem, unsere Ohren waren noch dran, und die Pauker konnten sie uns wieder lang ziehen. Ende der Vorstellung, für uns war der Fall erledigt.

Nicht aber für den jetzt einohrigen Fleischermeister. Der wollte sein Ohr wiederhaben, was man ja auch durchaus verstehen kann, und verklagte seinen Berufskollegen beim Bütower Amtsgericht, er habe ihm das Ohr abgebissen.

Von dem einst so prächtig und kräftig ausgebildeten „Löffel“ war in der Tat nur ein kleiner Teil des Ohrläppchens übriggeblieben. So sehr der Amtsrichter sich auch bemühte, die Vorgänge zu rekonstruieren und Licht in das Dunkel dieser kannibalischen Angelegenheit zu bringen, das Ohr war und blieb unauffindbar.

Auch der Beklagte konnte nur wenig zur Wahrheitsfindung beitragen. Was er auch immer vorbrachte, es konnte nicht überzeugen. Auch ein Fleischerohr bricht nicht so mir nichts, dir nichts ab und bleibt dann für immer verschwunden.

Da trug unser kannibalischer Handlungen verdächtige Meister gleich einem Trompetensignal sein letztes Argument vor: „Hohes Gericht, wie jedes Kind in Bütow weiß, habe ich eine große Fleischerei. Da ist Fleisch und Wurst genug, ich brauch nicht dem sein dreckiges, ungewaschenes Ohr aufzufressen!“

Dieser Argumentation konnte sich auch der Bütower Amtsrichter nicht verschließen, und die Verhandlung wurde geschlossen.

Damit war zwar wieder Ruhe in der Fleischerinnung eingekehrt; wo aber das Ohr geblieben war und vor allen Dingen, wer der stärkste Mann von Bütow war, konnte bis heute nicht geklärt werden.

Sie nannten ihn Kohnchen

S.14-18

Ob autoritäre oder antiautoritäre Erziehung, schon immer hatten die Schulmeister mit den „Rüpel“, und die waren in der Klasse stets in der Mehrzahl, ihre liebe Not. Viele schlaue Bücher sind im Laufe der Zeit von noch schlaueren Menschen geschrieben worden, die Praxis aber sah und sieht noch heute in vielen Fällen ganz anders aus. Die Generationen kamen und gingen, die Streiche in den Schulen aber, die in fast allen Fällen die Lehrer zur Zielscheibe hatten, blieben. Sie sind heute kaum anders als vor 50 Jahren.

Also, ihr heben Jungen und Mädchen von heute, wenn es auch bei den Erwachsenen manches nicht mehr gibt, weil manches eben nicht mehr sein darf, so waren sie in ihrer Schulzeit gewiß auch keine Engel und hatten auch sehr oft reichlich „Dreck am Stecken“. Das Risiko, geschnappt und verdroschen zu werden, ist uralte, lediglich die Art der Bestrafung hat sich geändert. Aber was wäre auch schon ein guter Schultreich wert, wenn nicht dieses Kribbeln da wäre?

Als Schüler wartet man ja direkt auf irgendeine Blöße des Lehrers und eben auf dieses Kribbeln, dieses Abenteuer.

Eine nicht alltägliche Sprechweise, eine geringfügige Nachlässigkeit in der Kleidung, übertriebene Korrektheit andererseits, irgendeine Pedanterie, Körpergröße und Haltung, all das kann der Auslöser für dauernde Provokationen seitens der Zöglinge sein.

Gewiß verhält sich der Verstand eines Menschen nicht direkt proportional zu seiner Körpergröße. Es kommt im Gegenteil sogar häufig vor, daß die oberen Stockwerke schlecht möbliert sind, während die kleinsten Häuser die größten Türen haben.

Menschen mit Gardemaß aber sowie reichlich kurz geratene sollten besser nicht Pauker werden. Sie ersparen sich viel Ärger.

In den zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre war nun bei uns in Bütow ein Mann um die Weiterbildung unserer Jugend bemüht, bei dem, was die Körpergröße anbelangte, auch die Zutaten nicht ausgereicht hatten. Sein Künstlername war ihm somit gleich in die Wiege gelegt worden. Jeder kennt doch den sprichwörtlichen „kleinen Kohn“, und eben nach diesem „kleinen Kohn“ erhielt er auf Grund seiner Größe den Spitznamen „Kohnchen“. Diese Bezeichnung bürgerte sich derart ein, daß es Bütower gegeben haben soll, die seinen Familiennamen gar nicht kannten und immer nur von dem kleinen Pauker „Kohnchen“ sprachen.

Dieses kleine, sehr temperamentvolle Kerlchen bot nun seinen Schülern aber auch Angriffspunkte in großen Mengen. Da war erstmal sein Minimaß, dann die stets gedrechelte, etwas verschrobene Ausdrucksweise, wie man sie bei uns überhaupt nicht kannte und drittens sein zunächst forsches Auftreten, dem aber stets eine tiefe Ratlosigkeit folgte. Wenn er, nachdem er das Klassenzimmer betreten hatte, sich durch mehrmaliges „Ruhe“ rufen, wobei er das „e“ in Ruhe besonders betonte, Respekt zu verschaffen suchte, was in den seltensten Fällen gelang, so sprang er zunächst umher wie Rumpelstilzchen und trommelte mit der Faust auf dem Klassenbuch herum. Das hätte er zumindest im Wonnemonat Mai nicht tun sollen, denn zu dieser Zeit hatte unter dem Klassenbuchdeckel oftmals ein Maikäfer Zuflucht gesucht, und den hatte Kohnchen dann zu Brei geschlagen. „Herr Lehrer, unser schönes Klassenbuch, was soll jetzt damit werden?“ So oder ähnlich schallte es dem Unglücksraben von den Bänken entgegen. Ratlos stand Kohnchen vor dem Scherbenhaufen und wäre nicht auf den Gedanken gekommen, daß der Maikäfer bereits als Leiche von den bösen Buben dort deponiert wurde. Als sich die Gemüter endlich beruhigt hatten und nach mehrmaligem „Ruhe“ rufen auch Ruhe eingekehrt war, konnte der Unterricht beginnen.

Es dauerte aber nicht lange, da hob ein Schüler die Hand, und Kohnchen herrschte ihn an: „Was will er?“ „Er muß dringend austreten,“ kam es zurück. „Geh er!“ Nach diesem Freifahrtschein beeilte sich der angeblich in Nöten befindliche Schüler, die Klasse zu verlassen. Nach kurzer Zeit wollte ein

zweiter Schüler, mit einem Blatt des Bütower Anzeigers bewaffnet, auch eiligst den Raum verlassen. „Halt, wo will er hin?“ fuhr Kohnchen ihn an. „Herr Lehrer, er hat das Papier vergessen und ist jetzt im Druck.“ „Geh er!“ So, die beiden waren weg, die sah der Kurze bis zum Pausenzeichen nicht mehr wieder. Auch ein dritter, der nachsehen sollte, wo die beiden ersten geblieben waren, zog es vor, dem Unterricht fernzubleiben.

In der folgenden Pause hatte Kohnchen Aufsicht auf dem Schulhof. Das heißt, er hatte dafür zu sorgen, daß die Schüler gesittet auf- und abgingen. Doch was war das? Die kleine Aufsicht hatte sich einen neuen Hut zugelegt. Schon etwas, was unbedingt Beachtung verdiente! Aber da hinten war doch noch etwas dran? Es war der Preis, der den Wert der Kopfbedeckung mit 10,50 RM angab. Daraus wurde rasch 1,50 RM gemacht, und schon schallte es über den ganzen Schulhof: „Oh, eine neue Dohle, oh, der Neue, der Gute für 1,50 RM.“ Da diese Feststellungen lautstark, dauernd wiederholt und in mehreren Varianten über den Platz gerufen wurden, so daß schon Passanten auf der Straße stehenblieben, benutzte Kohnchen das stille Örtchen als eine letzte Zuflucht.

Diese besinnliche Stätte war aber mit einer 2,00 m hohen Bretterwand von der übrigen Bedürfnisanstalt getrennt und bot nur einen recht unzureichenden Schutz gegen die andrängende Meute. Man klopfte gegen die Bretter und rief: „Herr Lehrer, wie sind die Arbeiten ausgefallen?“

„Habe jetzt keine Sprechstunde“, kam es zurück, und ein ganz kesser Bruder rollte rasch einen Schneeball zusammen und warf ihn über die Bretterwand auf die „neue Dohle“. Kohnchen mußte daraufhin seine Sitzung beenden, denn der tauende Schnee machte die Benutzung der einfachen Brille für die nächsten Stunden unmöglich. Wer kann es da einem Schulmeister verdenken, wenn er den ganzen Arger mit der Rasselbande am Wochenende mit einigen Körnchen runterspült und nach dem x-ten Korn beschließt, die nächste Woche mit gestärktem Selbstbewußtsein zu beginnen? Auch unser Kohnchen war öfter bestrebt, auf diese Art und Manier seine geschwundene Selbstachtung aufzupolieren, aber die Nachwirkungen die bösen Nachwirkungen!! Sie machten ihm schwer zu schaffen. Der fürchterliche Brummschädel und die bleierne Müdigkeit in Haupt und Gliedern ließen unsere schwer geprüften Pädagogen ins Bett sinken, von dem er sich dann nur sehr schwer erheben konnte. Es konnte dann schon passieren, daß Kohnchen am Montag zur ersten Stunde noch nicht recht vernehmungsfähig war. So hatte er einmal laut Stundenplan die Woche mit Religion in der Quarta zu beginnen. Es schellte, und wer nicht erschien, war der Herr Lehrer. Die piffigen Quartaner kannten ihren Klassenlehrer und wußten, wo er zu

finden war. Man verhielt sich in der Klasse vorbildlich ruhig und gönnte auch dem hart angeschlagenen Kohnchen noch für eine gewisse Zeit den erholsamen Schlaf. Kurz vor Ablauf der ersten Unterrichtsstunde aber machte sich eine Schülerabordnung auf den Weg zu ihrem Erzieher. Sie schellten, machten ein besorgtes Gesicht und überbrachten dem noch Schlaftrunkenen folgende angebliche Nachfrage der Schulleitung: „Herr Lehrer, der Herr Rektor läßt fragen, ob Sie ernstlich erkrankt wären?“

Kohnchen blieb jetzt nicht mehr viel Zeit. Rasch notdürftig rasieren, anziehen, ein Schluck Kaffee und im Dauerlauf zur Penne war das Werk von wenigen Minuten. Hier angekommen, stürmte der Ärmste rauf ins Rektorzimmer und trug seine an den Haaren herbeigezogene Entschuldigung vor. Darauf antwortete dann der sehr humorvolle Rektor: „Ach, Herr Kollege, ich hatte Sie doch noch gar nicht vermißt“. Damit war dann das bei Korn und Bier gewonnene Selbstvertrauen wieder total im Eimer.

Aber auch in einer Religionsstunde selbst war Kohnchen vor den Anschlägen der Meute, wie er die manchmal recht derben Scherze der Schüler zu nennen pflegte, nicht sicher. An den Bütower Schulen waren, was den Religionsunterricht anbelangte, beide großen christlichen Konfessionen vertreten und darauf mußte bei der Erstellung des Stundenplanes Rücksicht genommen werden.

Das hieß für uns im Klartext, wenn die Evangelischen Religion hatten, hatten die Katholiken eine Freistunde, und eine dieser Freistunden unserer katholischen Mitschüler sollte es in sich haben.

In der Untertertia stand ein leerer Kartenschrank und auf diesem Schrank ein alter ausgestopfter Kranich, der nur noch aus Federn und Staub bestand. Da die Schule mit Anschauungsmaterial für den Biologieunterricht ohnehin und zum Leidwesen der Schüler nicht reichlich gesegnet war, machte man sich allseits - und dies nicht erst seit gestern - Gedanken, wie diesem Übelstand abzuhelpen wäre. Da hatten unsere Untertertianer eine fixe Idee, die, wie wir heute sagen wurden, sich sehr knapp am Rande des gerade noch Erlaubten bewegte.

Die alte verstaubte Vogelscheuche mußte weg, und ein neuer Kranich mußte her. Was war zu tun? Zur Zeit der evangelischen Religionsstunde wurde ein katholischer Schiller, der ja jetzt eine Freistunde hatte, in den Schrank gesperrt - mit seinem Einverständnis natürlich.

Wenn nun Kohnchen wieder gleich Rumpelstilzchen von einem Bein auf das andere hüpfte, sollte der Pipiorke, so hieß der Schüler im Schrank, das Stück

Möbel mitsamt dem Kranich zum Wackeln bringen, und so geschah es auch. Kohnchen führte seine gewohnten Sprünge aus, und Pipiorke versetzte den Schrank in bedenkliche Schwingungen. Der alte Kranich machte diese Bewegung zunächst mit, doch bei einem besonders starken Temperamentsausbruch unseres Minipaukers verlor er mit Nachhilfe von Pipiorke das Gleichgewicht und stürzte zu Boden. Ein Haufen Federn, eine Staubwolke, und der Kranich war gewesen! Für dieses vorausberechnete Unglück machten die Schüler nun lautstark ihren Klassenlehrer verantwortlich. Nur er und kein anderer als er hatte den Kranich auf dein Gewissen und hatte für den Verlust aufzukommen. Wer den neuen Kranich nun tatsächlich bezahlt hat, konnte von uns niemals festgestellt werden.

War es Kohnchen oder war es die Schulbehörde? Wir wissen es nicht. Fest steht aber, ohne diese Aktion der Untertertia hätten die Schüler wohl noch sehr lange auf einen neuen Kranich warten müssen.

Ferien auf dem Lande

S.18-28

Zu allen Zeiten und bei allen Kindern dieser Welt sind wohl die Ferien stets der beste Teil der Schulzeit. Das war auch bei uns nicht anders. Die Aufmerksamkeit, bei einigen Schülern ohnehin keine sehr ausgeprägte Tugend, ließ im Hochsommer zusehends nach und sank in der letzten Woche vor den großen Ferien auf den Nullpunkt.

Nur noch mit Mühe und häufigen Eintragungen ins Klassenbuch konnten die Lehrer ihre Zöglinge auf den Schulbänken halten. Der weite, strahlendblaue Himmel, mit leichtem Gewölk übersat, der ganz Hinterpommern und erst recht unserm buckligen, blauen Ländchen seinen besonderen Reiz verlieh, zog Jungen und Mädchen in gleicher Weise mit magischer Kraft in die sonnendurchflutete Natur, an die Seen und in die weiten Wälder. Welch ein befreiendes Gefühl, wenn die Pausenglocke das Ende der letzten Schulstunde anzeigte! Rasch die Tasche oder den Tornister geschnappt, und mit lautem Hallo brauste der ganze Haufen aus dem Schultor in die soeben neu gewonnene Freiheit. Nach weiteren 100 Schritten war der ganze Schulfief vergessen, und das goldene Zeitalter der sechs schönsten Wochen des Jahres hatte begonnen. Die Gedanken stürmten den hurtig ausschreitenden Füßen weit voraus, waren bereits am Gilling, auf der Wanderschaft, bei Fahrt und im Lager oder, wenn man einen guten Freund

auf dem Lande hatte, auf einem Bauernhof unseres Kreises. Jedes Mal aufs neue konnte man erfreut feststellen, wie eng doch unsere städtische Jugend mit dem Lande verbunden war, wie sie die harte Arbeit der Landbevölkerung zu schätzen wußte und ihr ihren Respekt, hie und da auch wohl mal etwas Ehrfurcht, nicht versagte.

In einem Werbespruch, der bei uns lange Zeit die Runden machte, hieß es: „Stadt und Land, Hand in Hand“, und diesen Ausspruch konnte man sehr wörtlich nehmen.

Die scharfe Trennungslinie, ja manchmal sogar eine gegenseitige tiefe Abneigung, wie sie in der heutigen Zeit zu beobachten ist, konnte man in Stadt und Land Bütow nicht feststellen. Unsere Stadtkinder zogen gerne aufs Land und waren froh, wenn sie eine Gelegenheit dazu hatten. Wie vielfältig waren da die neugewonnenen Eindrücke! Der weite Horizont, die ganze Umgebung, die Menschen mit ihren derben Gewohnheiten, eben der ganze Lebensrhythmus. Alles war etwas anders und doch war es nicht fremd. Heute wurden wir sagen: „Und doch war es unser Bütow, war es unsere Heimat.“ Das auszusprechen, wäre damals niemandem eingefallen, aber jeder hat es irgendwie doch gespürt.

Hier soll nun von zwei unzertrennlichen Schulfreunden die Rede sein, die stets Freud und Leid miteinander teilten, für derbe Scherze immer zu haben waren, die geklauten Bonbons gemeinsam auflutschten und auch die nachfolgende Prügel gemeinsam einsteckten. Wir wollen sie mal Peter und Paul nennen. Aus der Stadt der eine, vom Land der andere. Daß die beiden sich auch während der Ferien nur in Ausnahmefällen trennten, versteht sich am Rande. Gleich am ersten Tage ging es auf lohnenden Pfaden zu lohnenden Zielen, die Paul, als der Ortskundige, vorher auszukundschaften hatte. Sehr oft aber sorgte der Zufall für die besten Erlebnisse und Begegnungen. So konnten sie an einem frühen Morgen, angelockt durch ein in Todesangst schreiendes Schwein, zunächst noch aus respektabler Entfernung beobachten, wie zwei Landleute auf recht umständliche und ungeschickte Weise versuchten, das Borstenvieh in den dafür vorgesehenen Transportkäfig zu komplimentieren. Die dicke Sau hielt es für höchst unangebracht, sie, nachdem sie ihr kalorienreiches Frühstück zu sich genommen hatte, in ihrer gewohnten Verdauungsruhe zu stören. Von irgendwelchen Ausflügen mit Pferd und Wagen oder gar Reisen mit der Deutschen Reichsbahn hielt sie nun schon ganz und gar nichts. Auch war ihr der um das eine Hinterbein gebundene Strick äußerst lästig, und die dauernden antreibenden Schläge mit einem Stock veranlaßten Jolante zu lautem Protest sowie zu aktivem und passivem Widerstand. Als mehrere

Versuche, den Specklieferanten in diesen tückischen Kasten zu bugsieren, fehlgeschlagen waren, gab die Dame des Hauses ihrem wenig erfolgreichen Mann mit schrillster Stimme folgenden, wie sich bald zeigen sollte, verhängnisvollen Befehl: „Wilhelm, du, du, mußt dat Schwien anne Schwanz foate!“ So schallte es keifig durch die Morgenstille und Wilhelm, ohnehin an höhere Weisungen gewöhnt, befolgte die Anordnung seines Haushaltungsvorstandes umgehend. Das hätte er nicht tun sollen. Diese Behandlung hielten Jolante und auch Peter und Paul, die sich dem Tatort inzwischen auf Fletschenschußweite genähert hatten, für unzumutbare „Schweinerei“. Wenn das Borstenvieh auch noch etwas gezögert hätte, so gab ein gutgezielter Schuß mit der Fletsche (Katapult) seinem Freiheitsdrang starken Auftrieb und setzte enorme Kräfte frei, denen Wilhelm nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatte. Die Sau machte einen befreienden Satz, ihr stolzer Besitzer trat zu allem Unglück auch noch auf den Strick am Hinterbein und landete in einem saftigen Kuhfladen. Damit war die Vorstellung zunächst für kurze Zeit unterbrochen, und Peter und Paul hielten es für ratsam, den Fortgang der Dinge aus sicherer Entfernung zu beobachten.

Nach kurzer Verschnaufpause, die beide Parteien gut gebrauchen konnten und in der Wilhelm die übelriechenden Spuren des bisherigen Kampfes beseitigt hatte, gelang es mit Hilfe einiger Nachbarn, Jolante nun endgültig ihrer Freiheit zu berauben. Sie resignierte und fügte sich in ihr Schicksal. Der stolze Besitzer zog den Sonntagsnachmittagsdreiherausgangsanzug an, steckte sich eine Groschenzigarre ins Gesicht, und mit Dampf ging es, jeder Zoll ein Gentleman, aus dem Tor in Richtung Bahnhof. Blicke noch zu erwähnen, daß beim Verlassen des Heimatdorfes die Zigarre ausgemacht und kurz vor der Bahnstation wieder in Brand gesetzt wurde. Auf dem Heimweg folgte dann die gleiche Amtshandlung. So fuhr man immer mit Dampf und das alles für einen einzigen Groschen! Die Zuteilungen für den persönlichen Bedarf durch den schon erwähnten Haushaltungsvorstand waren knapp bemessen und Wilhelm, ein mehr als geduldiger und anspruchsloser Mensch, ertrug dazu auch noch das tägliche Gezeter seiner „besseren“ Hälfte mit Langmut. Es konnte aber passieren, daß auch bei ihm die Sicherung durchbrannte, und dann biß selbst unser gutmütiger Schweinebezwinger kräftig um sich.

Bei einem Streifzug durch die Randgebiete des Dorfes wurden Peter und Paul auf ein in äußerster Erregung und mit erheblicher Lautstärke geführtes Streitgespräch aufmerksam. Noch waren sie durch einige Hecken und Sträucher von dem Ort der Handlung getrennt und konnten nicht erkennen,

worum es eigentlich ging. Neugierde und aufkommende Erlebnisfreude beflügelten die Schritte, andererseits mußten sie aber darauf bedacht sein, nicht zu früh bemerkt zu werden. Jede Deckung geschickt ausnutzend, pirschten sie sich vorsichtig an und beobachteten Wilhelm und Anna beim Bau eines Holzschuppens. Offensichtlich hatte Anna die dringend erforderlichen Nägel verlegt. Um sich zu rechtfertigen, stellte sie Schutzbehauptungen auf, die bei Wilhelm das Blut in Wallung brachten. Unsere beiden Freunde bekamen nachfolgenden Dmlog rmt.

Er: „Wo hest du denn de Nächel?“ (eine bei uns sonst nicht gebräuchliche Ausdrucksweise). Sie: „Wat wist du, ull dämlich Kierl, ick heb se dor doch henlecht!“ Er: „Nimm se doch, wenn du se henlecht hest, nimm se doch!“ Dazu war nun aber Anna auch nicht in der Lage, und so standen sich die beiden wie zwei Kampfhähne gegenüber. Beide den Achterstewen nach hinten rausgestreckt, den Oberkörper soweit vorgebeugt, daß sich die Nasenspitzen beinahe berührten, die Arme nach hinten haltend, so stand man sich kampfbereit gegenüber und funkelte sich zornig an. In diese Stille vor einem durchaus möglichen Sturm und nach eingehender Musterung seines Gegenübers ertönte Wilhelms Stimme: „Ach Gott, wenn ick dien ull lang Näs all immer sei! „ Die ganze Situation war nun doch so komisch, daß Peter und Paul sich das Lachen nicht mehr verkneifen konnten und laut rausplatzen. Vielleicht wurde auf diese Weise eine tätliche Auseinandersetzung vermieden.

Für Ruhe und Frieden, sowie für beschilderte und beleuchtete Wagen zu sorgen, war der Lebenszweck der Landgendarmen, und von einem ganz besonderen „Prachtexemplar“, nicht von der Allgemeinheit, soll hier die Rede sein.

Vater Staat hatte seine getreuen Diener, die sich in den allermeisten Fällen aus Zwölfendern der Stolper Husaren rekrutierten, recht gut untergebracht. Eine Dienstwohnung in Form eines Landhäuschens und ein Stall, in dem das Federvieh, manchmal auch ein Schwein und der Stolz des Uniformierten, sein Streitroß, untergebracht waren, machten das Leben nicht nur erträglich, sondern auch recht angenehm.

Hinzu kam noch, daß der Bauer versuchte, sich mit der örtlichen Polizeibehörde auf guten Fuß zu stellen, und dies wirkte sich nun wiederum auf die Speisekammer und somit auf den Leibesumfang unseres Ortsgewaltigen aus. Auf jeden Fall ist noch keiner von diesen Brüdern irgendwo in Hinterpommern verhungert, und wenn einer kurz vor der Pensionierung noch rank und schlank war, war es eben ein passionierter Sportler oder der Kerl war selbst zum (Fr)essen zu faul gewesen.

Das Wort Streß war in diesen Kreisen vollkommen unbekannt, und es gab nur selten eine derartige Aufregung, die das Wackeln der wilhelminischen Bartspitzen bewirken konnte. Das Leben verlief in geordneten, reglementierten Bahnen ohne besondere Tiefen und von der Beförderung abgesehen, ohne besondere Höhen.

Wenn da nun zwei Bengels bei Einbruch der Dunkelheit mit einem unbeleuchteten Wagen durch die Gegend fuhren, so war das schon eine besondere Begebenheit, die das Auge des Gesetzes, wenn auch nur in Hemdsärmeln, an seine Pflicht gemahnte und zum energischen Einschreiten veranlaßte. Mit finsterner Amtsmiene und wackelnden Schnurrbartspitzen herrschte er die beiden, friedlich ihres Weges ziehenden, Freunde an: „Halten Sie mal an!“ „Wir nehmen keinen mit!“ kam die schlagfertige Antwort. „Warum haben Sie kein Licht?“ „Wir fürchten uns nicht“, schallte es prompt zurück. Der Fahrer knallte einmal mit der Peitsche, die Pferde sprangen in eine schnellere Gangart, und zurück blieben die wackelnden Schnurrbartspitzen, die breiten Hosenträger und der runde, leicht asthmatische Bauch. Der Kopf mit den vor Zorn geröteten Hängebäckchen konnte jedem Comic-Strip entnommen sein und drohte zu zerplatzen. Ohne vorschriftsmäßige Dienstkleidung, Herr Wachtmeister, keine Amtshandlung und keine Ausübung polizeilicher Gewalt!

Nun hatte unser Ordnungshüter aber noch eine andere, sehr leicht verwundbare Stelle. Es waren seine „Reitkünste“. Wenn in der Regel unsere Gendarmen nicht nur gut beritten, sondern auch gute Reiter waren, so gab es doch, wie wir gleich sehen werden, auch hier Regel und Ausnahme. Die Regel wurde allseits mit Respekt zur Kenntnis genommen, die Ausnahme dagegen bildete die Zielscheibe für den Spott der, ach, so bösen Mitmenschen und hier besonders der bösen Buben.

So wurde schon seit einiger Zeit von einer Zeremonie gesprochen, die sich mit großer Regelmäßigkeit jeden Tag um ca. 9 Uhr in einem größeren Dorf unseres Kreises abspielen sollte.

Peter und Paul waren zur richtigen Zeit am richtigen Ort und harrten im Verborgenen der Dinge, die da kommen sollten. Zunächst passierte aber gar nichts. Dann erschien Frau Gendarmerieoberhauptwachtmeisterin mit einem Holzschemel, stellte diesen neben die Milchbank des benachbarten Bauern und verschwand wieder. Da - nach kurzer Zeit der Hufschlag eines Pferdes auf dem Kopfsteinpflaster! Aber Peter und Paul warteten vergebens auf den stolzen Reiter in der Uniform eines preußischen Gendarms. Es erschien wider Erwarten abermals Frau Wachtmeisterin und zog den Dunkelbraunen am langen Zügel hinter sich her. Die Volksbelustigung begann damit, daß der

Wallach nicht so wollte wie seine rundliche Amazone. Er sollte sich gehorsam neben die Milchbank stellen, und dieser Dressurakt gelang erst nach langem Hin und Her und gutem Zureden. „Na, ja, hat ja mal wieder geklappt, Gott sei Dank!!!“ So dachte die rundliche Mammi und dankte deshalb ihrem Schöpfer. Alles war vorbereitet, Pferd und Holzschemel standen genau an dem gewünschten Platz, der große Auftritt des Hauptakteurs konnte beginnen und er begann.

Stolz wie ein Spanier betrat er sporenklirrend die Szene. Die auf Hochglanz polierten Stiefel glänzten in der Sonne, das Koppel umgürtete, wenn auch im letzten Loch, den rundlichen Leib des personifizierten Gesetzes. Uniform und Tschako saßen wie angegossen, der Außendienst konnte beginnen. Der etwas verunglückte „Cheruskerfürst“ näherte sich dem Holzschemel, bestieg denselben und gelangte von dort, wenn auch mit einiger Mühe, auf die Milchbank. Wie er da oben stand und auf die zu seinen Füßen liegende Welt runterschaute, bot er immerhin eine imposante Erscheinung, fast wie das Denkmal im Teutoburger Wald. Verständlicherweise hatte unser Ordnungshüter jetzt das Bestreben, sich in dieser gehobenen Stellung nicht allzulange dem Volke zu präsentieren und den begreiflichen Wunsch, rasch in den Sattel zu kommen. Hier war aber nun der Dunkelbraune ganz anderer Meinung. Er wußte aus Erfahrung, daß ihm ein anstrengender Vormittag bevorstand, wenn er die 100 kg erst auf seinem Rücken hatte und leistete sich die erste Befehlsverweigerung, indem er sich so weit von der Milchbank abdrehte, daß sein Herr nicht auf seinen Rücken gelangen konnte.

Die Assistentin führte das Pferd einmal im Kreise, etwa in einer Art Volte, wieder an die Milchbank heran, auf der ihr sporenklirrender Gebieter sehnsüchtig wartend stand und langsam nervös wurde. Aber auch der zweite Anlauf mißlang. Wieder war der Wallach geschickter als Frau Wachtmeisterin und beging die zweite Befehlsverweigerung. Erst beim dritten Versuch gelang es dem Auge des Gesetzes, auf den Pferderücken zu kommen, nachdem seine Frau sich mit aller Kraft und dem Mute der Verzweiflung gegen das sich wieder abdrehende Hinterteil des Gauls gestemmt hatte und der Wallach als der Klügere nachgab.

Peter und Paul dachten nur: „Wie schade, daß unsere Fletsche nicht soweit reicht. Der Dicke wäre mit Sicherheit schneller wieder unten, als er raufgekommen ist.“ Was aber nicht ist, kann noch werden. Seine Marschroute lag fest, und so war es eine Kleinigkeit, aus irgend einem Hinterhalt den Katapult treffsicher abzuschießen.

Der Dunkelbraune machte wenige erschreckte Sprünge, einmal links, einmal rechts und entledigte sich so seiner Last, die auch für jedes gute Reitpferd eine Zumutung bedeutete. Die dörfliche Obrigkeit fand sich im Sande wieder, rappelte sich mühsam auf und folgte seinem auf- und davongaloppierenden Wallach in Richtung Heimat. Für diesen Tag war der Außendienst beendet.

Aber nicht nur die bösen Buben, sondern auch die Kraftfahrzeuge bereiteten unserem stolzen Reiter einigen Kummer und Verdruß.

So eine Bütower Landstraße war in den meisten Fällen nur auf einer Seite chaussiert, die andere bestand aus dem sogenannten Sommerweg. Nun schrieb die Straßenverkehrsordnung, und die war auch für einen Gendarm bindend, schon damals vor, daß man rechts zu fahren und links zu überholen hatte. Da aber jeder Reiter, um sein Pferd zu schonen, den Sommerweg benutzte, ritt er in der einen Richtung immer auf der falschen Straßenseite. Wenn einige Kraftfahrer nun den „Cheruskurfürsten“ (à la Bütow) auf der linken Seite des Weges antrafen, nahmen sie es mit den Straßenverkehrsvorschriften sehr genau. Sie näherten sich dem stolzen Reiter zunächst nach Möglichkeit geräuscharm, um dann aber um so lauter Zwischengas zu geben und zu hupen. Roß und Reiter schreckten aus ihren Träumen auf, und sehr oft fand sich auch hier das Auge des Gesetzes im Sande des Sommerweges wieder und sah seinem stallwärts galoppierenden Pferde traurig nach.

Auf nicht gerade löblichen Pfaden bewegten sich nun Peter und Paul an einem anderen Tage ihrer Ferien, und hier hätte es leicht ins Auge gehen können. Schon immer hatten die Jagdwaffen auf die beiden Unzertrennlichen einen besonderen Reiz ausgeübt. Ohne Munition sind aber Bockbüchse wie doppelläufige Flinte lediglich Dekorationsstücke. Niemals und mit keiner List war an die dazugehörigen Patronen zu kommen, die im Schrank sicher verschlossen und somit unerreichbar waren. Da kam ein glücklicher oder wie man will, unglücklicher Zufall zur Hilfe. Bauer und Bäuerin wollten zur Stadt fahren und machten sich gerade startklar. Da klopfte es, und herein trat Vater Krause. Langsam, jedes Wort einzeln vom Plattdeutschen ins Hochdeutsche übersetzend, fragte er: „Ist der Herr Amtsvorsteher tus?“ Was „to Hus“ oder kurz „tus“ auf Hochdeutsch hieß, fiel ihm nicht ein, und so gebrauchte er hier eben die verbreitetere plattdeutsche Sprachweise, was uns Bengels natürlich belustigte. Auf die Antwort, er möge doch Platz nehmen und einen Augenblick warten, setzte er sich und montierte aus lauter Langeweile erst einmal die Schreibtischlampe auseinander. Als er sie wieder zusammenbauen wollte, versagten seine technischen Fähigkeiten, und so legte er die einzelnen Teile dem Herrn Amtsvorsteher zur weiteren Verwendung und näheren Betrachtung auf den Tisch. Vielleicht konnte der

mit solchem neumodischen Kram besser umgehen. Der hatte nun aber ohnehin schon wenig Zeit; da kam auch noch dieser alte Krause, und zu allem Unglück zerlegte der Unglücksrabe die Schreibtischlampe! Bei den in Eile zu erledigenden Amtsgeschäften, beim Anblick der demontierten Lampe und im Hinblick auf die ohnehin schon knapp bemessene Zeit wurde die örtliche Amtsgewalt nervös und vergaß, den Schreibtisch abzuschließen. Diese Unterlassungssünde sollte weitreichende Folgen haben.

Nachdem Vater Krause rauskomplimentiert worden war und der Wagen mit der Amts- und häuslichen Obrigkeit aus dem Dorf gerollt war, unterzogen Peter und Paul den Schreibtisch sofort einer gründlichen Untersuchung. Zunächst große Enttäuschung! Die Jagdmunition war auch hier nicht zu finden. Weiter nichts als Akten, Schreibmaterial und allerhand Zeugs, mit dem Lausjungen nichts anzufangen wissen - Scheibenkleister! Blieb noch die obere Schublade. Ei, was haben wir denn da? Da lag doch tatsächlich in einer dazugehörigen Tasche eine echte Pistole, Marke „browning“, Kaliber 7,65 mm nebst ausreichender Munition. „Ja, ist denn das nichts, Marie, ist das denn gar nichts?“ So schoß es unseren Freunden durch den Kopf. Dieses gefährliche Spielzeug mußte natürlich sofort aus seinem Gefängnis befreit und gründlich untersucht werden. Nachdem man sich über Handhabung und Wirkungsweise im klaren war, konnte zur praktischen Erprobung geschritten werden.

Hierbei waren nur zwei Punkte von äußerster Wichtigkeit. Erstens durften unsere Schießübungen von den übrigen Mitbewohnern des Hofes weder optisch noch akustisch wahrgenommen werden und zweitens, und das war noch wichtiger, durfte nichts passieren. Nach Erörterung der zur Verfügung stehenden Möglichkeiten und bei Beachtung aller eventuell auftretenden Gefahrenmomente, hielten Peter und Paul den langen Schweinestall für den am besten geeigneten Ort zur Erprobung ihrer Schießkünste. Erstens lag er etwas abseits, zweitens wirkte seine ganze Baukonstruktion stark schalldämmend, und drittens bot er den beiden angehenden „Meisterschützen“ über die Schweinebuchten hinweg ein freies Schußfeld. Außerdem war mit ungebetenen Gästen zu dieser Zeit hier nicht zu rechnen. Ein äußerst wichtiger Punkt! Ein Stück Pappe war schnell an der gegenüberliegenden Wand befestigt, und die Ballerei konnte beginnen. Übung macht auch hier den Meister, die Einschläge lagen schon in nächster Nähe der Pappe, da passierte es! Plötzlich schrie ein Schwein auf, daß es einem durch Mark und Bein ging! Was aber noch schlimmer war, es hörte gar nicht auf und war drauf und dran, seinen Attentätern das ganze Dorf auf den Hals zu schreien. Unsere beiden Freunde wollten ihm noch den erlösenden

Fangschuß geben, da streckte es alle Viere von sich, tat noch einen letzten Seufzer und begab sich auf die große Reise in den Schweinehimmel. Kein Laut mehr, ganz friedlich lag es da, und noch heute Dank euch, ihr Stallwände, die ihr keinen Ton nach draußen dringen ließt! Die Folgen hätten grausam sein können. Für trübsinnige Betrachtungen allerdings war jetzt wenig Zeit vorhanden. Irgendwie mußte die Missetat vertuscht werden, wenn nicht ein bestimmter Körperteil eine sehr schmerzhaft Behandlung erfahren sollte. Also keine Panik, nur kühler Verstand konnte hier weiterhelfen. Das Schwein, Gewicht ca. 60 kg, war tot, aber wo war der Einschuß, der uns hätte verraten können? Nach längerem Suchen wurde der Querschläger kurz unter dem Rückgrat entdeckt. Einen Ausschuß gab es nicht. Nur ein ganz schwaches Blutrinnsal verriet die Wunde. Die Blutung wurde mittels Schweinemist zum Stillstand gebracht. Aber was nun?

Da kamen Peter und Paul auf einen genialen Einfall. Jeder weiß, daß die ganze „Schweineerei“ eine gierige, äußerst verfressene Bande ist, und hierin lag die Rettung vor dem großen Strafgericht. Konnte es nicht passieren, daß ein Schwein dieser Größe sich beim Klang der Futtereimer in seiner Freßgier zwischen Krippe und dem ersten Brett des Zaunes derart einklemmt, daß es sich bei den Befreiungsversuchen das Genick bricht? Natürlich ist das möglich. Also, rasch einen Hammer her, das unterste Brett losgeschlagen, das Schwein mit dem Kopf über die Krippe gelegt und das Brett wieder so ange-nagelt, daß jeder sehen mußte, ja, das Borstenvieh hat sich das Genick gebrochen. Tatbestand sonnt: Selbstverschulden eines eben dummen Schweines.

Unsere beiden Missetäter indes vertrauten der alten, juristischen Weisheit, daß der nicht im Recht ist, der Recht hat, sondern der, der Recht bekommt! Dieser Grundsatz erwies sich auch hier wieder einmal als zutreffend. Kurz bevor es Zeit zum Füttern war, kamen die älteren Herrschaften von Bütow zurück und brachten auch noch gleich sehr netten, die Aufmerksamkeit einschläfernden Besuch mit.

Bei der Abfütterung wurde nun, wie konnte es anders sein, festgestellt, daß sich ein Schwein in gieriger, selbstmörderischer Absicht vom Leben zum Tode befördert hatte. So ein dummes Schwein!

Der Bauer war der Meinung, man sollte wegen der Geringfügigkeit nicht den Abdecker bemühen, und dieser Meinung stimmten Peter und Paul durchaus und sehr nachdrücklich zu. Sie kamen auch der Aufforderung, den „Selbstmörder“ sofort zu bestatten, mit viel Fleiß und Gewissenhaftigkeit nach, hauptsächlich was die Tiefe der Grube anbelangte.

Daß die Tatwaffe längst gereinigt wieder an ihrem Platz lag, durfte keine Frage sein. Der Hang zum Waffenhandwerk hatte allerdings vorerst einen kräftigen Dämpfer erhalten.

Schnell war der Schweinemord vergessen. Jeder Tag bot neue Erlebnisse und brachte neue Überraschungen.

So kam an einem schönen, warmen Sonntag Onkel Vehlow aus Gersdorf zu Besuch. Onkel Paul hatte immer viel Verständnis für junge Menschen und war deshalb auch selbst bei Lausebengels sehr beliebt.

An diesem Tag aber war er nicht nur sehr beliebt, sondern dazu auch noch äußerst interessant. Wenn auch nicht so sehr er selbst, so doch sein Gefährt. Es war die Zeit, als die ersten Kleinmotorräder aufkamen. Wir nannten sie nach dem Hersteller des Motors ganz einfach Sachs-Motorräder. Sie hatten 50 Kubikzentimeter Hubraum und brachten es auf stolze 40, mit Rückenwind und angelegten Ohren auch auf 50 Studenkilometer. Heute nennt man so ein Minikrad Moped oder Mofa und in Eigenbauweise umfrisirt, sind es die Krachmacher der Nation.

Wie leuchten auch heute noch die Augen unserer Jungen und Mädchen beim Anblick eines solchen Fortbewegungsmittels! Wenn man damit darüber hinaus auch noch fach- und sachkundiger Besitzer eines solchen Minifeuerstuhls ist, so gewinnt man innerhalb der jungen Gemeinschaft enorm an Ansehen und Geltung. Das war damals nicht anders, nur, wer hatte schon solch ein Ding! Junge Menschen standen schon immer und zu allen Zeiten technischen Neuerungen sehr aufgeschlossen gegenüber. Peter und Paul bildeten sicherlich keine Ausnahme. Bot sich hier doch eine gute Gelegenheit, sein technisches Wissen auf den neuesten Stand zu bringen, und die durfte man nicht ungenutzt verstreichen lassen.

Als die älteren Herrschaften ihre Begutachtung abgeschlossen und sich zu einem gemütlichen Umtrunk zurückgezogen hatten, konnten unsere beiden Freunde die Maschine einer eingehenden Musterung unterziehen.

Gas, Kupplung, Gänge, Bremsen und was es sonst noch gab, waren in ihrer Funktion bald erkannt und mit der Erkenntnis wuchs das Bedürfnis, diesen fahrbaren Untersatz auch einmal auszuprobieren. Gleich an Ort und Stelle, nein, das ging nicht. Die ersten Fahrversuche wären sofort von höherer Stelle unterbunden worden. Die Probefahrten mußten also in einer Entfernung vorgenommen werden, bei der das Geknatter die Testfahrer nicht mehr verraten konnte. So wurde das Moped, Baujahr 1936, von Peter und Paul regelrecht entführt. Mit von der Partie war noch der „Spitzgedackelte Schäferhund“,

Senta, eine gut geglückte Bütower Promenadenmischung. Die Gegend um den Ententeich hielten unsere „Mopednapper“ für ein durchaus geeignetes Versuchsgelände. Festgetretene Gehwege, daneben ein ausgefahrener Sandweg, der bei eventuellen Stürzen stoßdämpfend wirken konnte, und hauptsächlich eine ausreichende Entfernung zum Besitzer dieser Verlockung und dessen Gastgeber waren die ausschlaggebenden Kriterien. Peter, als Gast des Hauses, unternahm den ersten Versuch. Einmal kurz aber kräftig angetreten, Gas gegeben und siehe da, unser Moped war ein braves Fahrzeug und sprang sofort an. Peter war recht stolz auf diesen so reibungslos geglückten Start und sah darin eine Art Selbstbestätigung seiner technischen Fähigkeiten. Aber auch für Paul war das Geknatter Musik in den Ohren. Wenn er sich auch auf dem Pferderücken besser aufgehoben fühlte, so übte diese Neuheit doch auch auf ihn einen starken Reiz aus. Peter zog jetzt die Kupplung, legte den ersten Gang ein, gab Gas, - und ab ging die Post! Welch ein erhebendes Gefühl, so ohne jegliches Dazutuen, nur indem man das Gas mehr oder weniger aufdrehte, schneller oder langsamer dahinzurollen! Gleichwohl, dieses erhebende Gefühl sollte nicht lange anhalten, denn unsere spitzgedackelte Senta hatte etwas gegen Lebewesen, die sich nicht auf natürliche Weise fortbewegen! Ihr Protest äußerte sich zunächst in einem lauten Gebell, womit sie Peter aber nicht beeindrucken konnte. Durch diese Mißsachtung ihrer Auffassung ließ sie sich zu aggressivem Handeln hinreißen und kniff mehr als sie biß unseren Testfahrer in den rechten Oberschenkel. Das hatte dieser wiederum nicht gerne und war so erbost, daß er im Augenblick die ganze Motorradfahrerei vergaß, sich mit einer eleganten Flanke vom fahrbaren Untersatz löste, diesen sich selbst überließ und mit dem Störenfried abrechnen wollte. Daraus wurde auch nicht viel. Nachdem der Köter einen Erdklumpen ins Kreuz bekommen hatte, ergriff er schleunigst das Hasenpanier und strebte dem schützenden Hofe zu.

Nun aber zu unserem Sachs-Motorrad. Da lag es nun im Sand und war für weitere Testfahrten nicht mehr ansprechbar. Rein äußerlich war alles in Ordnung. Nichts verbogen, nichts verbeult, nichts abgebrochen, es mußte ein inneres Leiden haben. Nur was? So sehr unsere beiden Freunde auch suchten, überlegten, wieder suchten und sich abmühten, es war alles vergebens! Mehr als die Kompressionsgeräusche beim Durchtreten der Pedalen gab der fahrbare Untersatz nicht her! So fand eine hoffnungs- und erwartungsvoll begonnene Testfahrt rasch ihr frühzeitiges Ende, und die Entführer brachten das entführte Moped genauso heimlich wieder zurück, wie sie sich mit ihm davongeschlichen hatten. Sie stellten es wieder auf den alten Platz und harrten der Dinge, die da kommen mußten. Doch die ließen auf sich warten.

Erst am späten Abend verabschiedete sich der Gast und wollte seinen ca. 30 km langen Heimweg antreten. Ein letztes „Aufwiedersehen“, die üblichen Handgriffe, das übliche Antreten mit den Pedalen, doch auch bei dem Meister höchstpersönlich verweigerte seine neueste Errungenschaft den Dienst und hüllte sich in beleidigtes Schweigen.

Jetzt wurde nochmals all das durchexerziert, was Peter und Paul vor einigen Stunden schon am Ententeich mit vergeblicher Mühe versucht hatten. Umsonst! Unsere beiden Übeltäter beobachteten die ganze Szenerie versteckt aus einem Fenster des Dachgeschosses und enthielten sich wohlweislich eines jeglichen Kommentars. Man sollte ja keine schlafenden Hunde wecken! Wieder und Wieder wurde unten gesucht, probiert und montiert und Gott sei's gedankt, da waren die ersten Explosionen zu hören, und der Sachs-Motor tat es wieder. Ruhig lief er im Stand und ließ auf eine gute Heimkehr seines Besitzers hoffen. Dieser wusch sich noch rasch die Hände und machte sich dann auf den Heimweg.

Das war ja noch mal gut gegangen!

Wenn auch keine größeren Nachforschungen seitens der älteren Generation angestellt wurden, so mußte man doch davon ausgehen, daß sie wohl wußten, aus welchem Knopfloch der Wind geweht hatte.

Peter und Paul ihrerseits mußten einsehen, daß es bis zu einem Rennfahrer für Gras- und Sandbahnrennen noch ein sehr weiter Weg war.

Uns Fritz studiert Minister

S.28-31

Der Kreis Bütow liegt im äußersten Südosten Pommerns auf dem Kamm des baltischen Höhenrückens.

Das wirtschaftliche Rückgrat des Kreises bildete und bildet noch heute die Landwirtschaft. Die Böden sind in den meisten Fällen karg und liefern lediglich im Kartoffelanbau gute Erträge.

Hinzu kommt noch die ungünstige Höhenlage, die ein rauhes Klima mit sich bringt. Das Land befand sich vor dem letzten Kriege überwiegend in bäuerlichem Besitz, der hier mit 79 % am stärksten in Ostpommern vertreten war. Unter diesen Umständen erscheint es verständlich, daß bei uns nur der Landmann bestehen konnte, der den Kopf nicht nur zum Haarschneiden

hatte und aber zwei gesunde Fäuste verfügte, die zupacken konnten. Übrigens vom Haarschneiden hielten zumindest die Altbauern nicht viel. Diese Art von Sitzungen waren für sie Zeitverschwendung, und außerdem wurde es durch die Schneiderei nur kalt um den Kopf. „U denn will de Kierl doför ook noch Gild hebbe!“ Und davon trennten sich unsere Bauern am schwersten. Jede Mark und jeder Pfennig wurden dreimal umgedreht, ehe sie ausgegeben wurden.

Die Kartoffelernte rückte näher und war in vielen Fällen allein mit eigenen Kräften nicht zu bewältigen. Die Fremden aber hielten die Hand auf, m den Magen wollten sie auch was haben, und die Schnapsflasche mußte stets m greifbarer Nahe stehen.

„Neke nene, u denn ok noch Hoor schniede, dat schmitt dat Grundstück nich aff.“

Da nahm dann sehr oft Mutter die Schere und verfuhr nach der Nachtopfmethode. Das heißt, alles was vorguckt, wird abgeschnitten. Wir Jungs nannten das auch „Mähmaschinen-rasier-Sportschnitt“.

Wie glücklich war da der Landwirt, der über eine zahlreiche Nachkommenschaft verfügte! „Die Kinder sind der Reichtum des Bauern,“ war ein geflügeltes Wort. Drei Jungen und ein Mädchen mußten es mindestens sein. Der älteste kam in den Pferdestall, der zweite in den Kuhstall, der dritte in den Schweinestall und das Mädchen in die Küche.

Aber der Winter war in Hinterpommern lang und kalt, Licht kostete Geld, Radio und Fernsehen gab es noch nicht. Bei Mutter dagegen unter dem Federbett war es immer warm, und irgendein Hobby muß der Mensch ja letzten Endes haben. So kam es auch schon mal vor, daß Gottes Segen sehr reichlich, ja, manchmal schon zu reichlich ausfiel.

Unsere Bauern waren eben in jeder Beziehung fleißige Menschen. Mir ist ein Fall bekannt, wo einer von ihnen 16 lebende Beweise seiner Hobbytätigkeit vorweisen konnte. Alles prächtige Jungen und Mädchen. Es mögen nun noch einige als Kleinkinder verstorben sein, aber Abgang ist ja überall. Hier kam selbst die damalige Reichsregierung in Verlegenheit. Kinderreichtum wurde ja belohnt, und in solchen Fällen übernahm ein Minister stets die Patenschaft über den neuen Erdenbürger. In diesem Falle reichten aber die Reichsminister nicht mehr aus, und es mußten andere, damals prominente Personen einspringen.

Ja, aber was nun mit der ganzen Fußballmannschaft anfangen? Manch einem mag das heute bei der augenblicklichen Jugendarbeitslosigkeit als eine schier unlösbare Aufgabe erscheinen. So schlimm war das nun aber auch wieder nicht.

Die größeren Geschwister versorgten die kleineren, und so lief sich die ganze Truppe groß. Nach der Melodie „giff Gott Junges, giff hei ok de Hose dortau“.

An Beschäftigung fehlte es nicht. Gänse hüten, Kühe hüten, den Garten versorgen, in Stall und Küche helfen, Feldarbeit, ja, zu tun war immer etwas.

Die Jahre gingen dahin, die rangewachsenen Mädchen heirateten und waren somit aus dem Haus. Die Jungen lernten ein Handwerk oder gingen zu den Preußen. Wozu gab es denn in Stolp gleich zwei Regimenter, eins Infanterie, eins Kavallerie, die Flieger und in Stolpmünde die blauen Jungs? Schon Bismarck wußte die Knochen der Pommerschen Grenadiere zu schätzen. Leider ist man in der Vergangenheit nicht immer pfleglich und schonend damit umgegangen.

Nun soll es aber auch bei uns auf dem Lande Menschen gegeben haben, die sich zu Höherem berufen fühlten, bei denen ein Studium als das einzig Erstrebenswerte im Leben galt.

Auch diesem edlen Streben Bütower Menschen in Stadt und Land war der Weg durch die Aufbau- und Mittelschule geebnet. Nein, wie waren manche Mütter stolz, wenn ihr Sprößling es zum Dorfschulmeister gebracht hatte! Wird einmal eine Bauersfrau von der Nachbarin gefragt, wer denn alles auf der Hochzeit ihres Sohnes gewesen sei. Die Antwort lautete stolz und ein wenig spitz von oben- „All de klauke Lied, all de Lehrers.“ Das ging ihr runter wie Honig, und uns Mudders wurde gleich einen halben Kopf größer.

Ja, wie oft sind die belächelt worden, unsere guten, alten Dorfschulmeister. Waren sie aber nicht tatsächlich Meister ihres Berufes in des Wortes bester Bedeutung? Sie mußten in der Enge ihrer zweiklassigen, ja, manchmal sogar einklassigen Volksschule den Kindern denselben Stoff vermitteln wie ihre Kollegen in der Stadt, wo jedes Schuljahr, wie komfortabel, seinen eigenen Klassenraum hatte. Ich meine, wir sollten uns ihrer mit Hochachtung erinnere. Sie sind es gewesen, die so manch einen Pommern, dessen Name heute die ganze Welt kennt, das geistige Rüstzeug mit auf den Weg gegeben haben.

Die neben dem schulischen Wissen schon früh uns Kindern die alten preußisch-pommerschen Tugenden ins Herz gepflanzt haben: Bescheidenheit und

Aufrichtigkeit, Zähigkeit, Fleiß und Ausdauer, vor allen Dingen aber Treue zur angestammten Heimat seien hier erwähnt.

Wenn ein Schüler einer Dorfschule den Übergang zu der gewiß nicht leichten Aufbauschule in Bütow schaffte, und das kam recht oft vor, dann war das schon eine Leistung von Lehrer und Schüler, die nicht hoch genug eingeschätzt werden konnte. Zumal wenn man bedenkt, daß es sich hier ausschließlich um Fahrschüler handelte, an die zusätzlich sehr starke physische Anforderungen gestellt werden mußten.

Wenn nun ein Junge oder ein Mädchel nach Bütow „up de hoge Schaul“ ging, nahm das ganze Dorf, jeder auf seine Art und Weise, daran Anteil. Außenstehenden gegenüber ließ man natürlich nichts auf den Aspiranten kommen. Er war ja aus dein eigenen Dorf, und da hielt man natürlich fest zusammen. Innerhalb der Dorfgemeinschaft sah es aber manchmal anders aus. Da schwang dann schon mal hier und dort etwas Neid mit, der sehr oft von den Eltern, hier hauptsächlich von den Müttern, provoziert wurde. Jede Mutter guckte natürlich in ihren Sprößling rein wie in den General und stolzierte mit dementsprechend hoch erhobener Nase durch das Dorf. Wen wunderte es da, daß irgendwelche Anspielungen, ironische Bemerkungen und provozierende Fragen nicht lange ausblieben! So geschah es auch in einem Dorf nahe der Kreisgrenze, daß die stolze Mutter ihres hoffnungsvollen Sohnes von der Nachbarin sehr spitz gefragt wurde: „Na, Naberschke, wat studiert juche Fritz denn up de hoge Schaul in Bütow?“ Die so Angesprochene war um die Antwort nicht verlegen. Kurz taxierte sie ihr Gegenüber ab, richtete sich kerzengerade auf, jeder Zoll Würde und Vornehmheit, von den etwas altmodischen Schuhen über die Entwarnungsfrisur bis hin zum Düttchen. Kurz wurde das schwarze Sammetband, welches sie um den Hals trug, zurechtgerückt, die Nase noch um einige Grade spitzer als die Frage der Nachbarin: „Uns Fritz studiert Minister!“

Nun, Fritz ist nicht Minister geworden, er hat auch nicht studiert. Aus ihm ist ein bescheidener, aber sehr tüchtiger Mensch geworden, der neben seinem Beruf treu und mit viel Fleiß für das Recht aller Pommern auf die angestammte Heimat eintritt.

Einführung in die Rindvieh- und Schweinezucht

S.31-34

Je näher der Schulabschluß an der Mittelschule heranrückte, je mehr machte sich eine zunächst unerklärliche Unruhe unter den Mädchen bemerkbar. Die Abschlußprüfung konnte es nicht sein. Wenn hier einer etwas zu befürchten hatte, dann war der Betreffende eher bei den Jungen zu suchen. Nein, daran konnte es nicht liegen. Aber was hatten dann diese sorgvollen und gleichzeitig ratlosen Blicke in den Pausen zu bedeuten? Die ganzen Jahre war bei uns eine vorbildliche Klassenkameradschaft zu beobachten gewesen, und jetzt kapselten die Mädchen sich zeitweilig ab und steckten alleine die Köpfe zusammen. Das hatte es noch nie gegeben.

Kurz vor den Prüfungsarbeiten zog mich auf dem Schulhof überraschend eine Klassenkameradin, nennen wir sie mal Trautchen, zur Seite und fragte, ob unser landwirtschaftlicher Betrieb ein Lehrbetrieb sei. „Ja, natürlich“, sagte ich, „aber was geht das dich an?“ Bei mir war der Groschen immer noch nicht gefallen. „Ja, weißt du, das ist so, wir müssen doch unser Landjahr machen, und da wäre es schon prima, wenn ich das bei euch machen dürfte.“

Nun war die Katze aus dem Sack. Deshalb also das ganze Getue. Die Angst davor, wo man eventuell hinkommen könnte, war es also! Anscheinend hatten sich in den Köpfen mancher Städter einige komische Vorstellungen über manche Bauerndörfer bei uns im Kreise eingenistet. „Könntest du zu Hause mal fragen, ob das möglich wäre?“ „Das will ich gerne tun. Ja, das wird wohl möglich sein.“ Und hier war schon der Wunsch der Vater des Gedankens. Zu Hause einige Fragen seitens der Eltern, ich Trautchen natürlich in den allerbesten Farben geschildert und hurra, die Sache war geritzt, sie durfte kommen! Sie kam dann auch, und Bauer wie Bäuerin hatten niemals den geringsten Anlaß, ihre gegebene Zustimmung zu bereuen. Im Gegenteil, es dauerte nicht lange und meine Klassenkameradin hatte sich so eingelebt und eingearbeitet, daß man glauben konnte, sie hätte in ihrem Leben niemals etwas anderes gemacht. An allem äußerst interessiert, waren ihr Haus, Garten und Geflügelhof bald nichts Neues mehr. Ein alter Bauer faßte einmal alles in einem knappen Satz zusammen: „Dat Mäke is fört Land gebore!“

Da nun Garten, Geflügelhof und Hausarbeit nicht die ganze Landwirtschaft sind und auch nach Meinung unserer fleißigen Elevelin noch einiges mehr dazugehört, wollte sie im weiteren Verlauf ihrer Lehrzeit als nächstes erst einmal melken lernen.

Alle Einwände, daß das nicht erforderlich ist und auch nicht zu den Tätigkeiten eines Landjahrmädchens gehört, ließ sie nicht gelten. Wer auf dem Lande zu Hause ist, muß auch melken können, und davon ließ Traute sich nicht abbringen. Also, was blieb in solch einem Fall dem Bauern, der ja gleichzeitig auch der Lehrherr war, übrig, er mußte seinem Schützling das ABC des Melkens beibringen. Das fängt mit der Anatomie an, geht über die Hygiene und endet mit der praktischen Anleitung. Besonderer Wert wird dabei auf ein sauberes Euter gelegt. Es ist deshalb vor dem Melken mit einem Strohwiepen gründlich abzuwischen. So weit, so gut. Die theoretischen Anleitungen waren beendet, und nun konnte die praktische Ausführung beginnen.

Für die ersten Übungen wurde ihr eine Kuh benannt, die lange Striche hatte und sich sehr leicht melken ließ. Das Rindvieh hieß Erna und hatte die Kontrollnummer 2.

Unsere Traute bewaffnete sich nun mit Melkeimer und Melkschemel, setzte sich unter den ihr anempfohlenen Milchlieferanten oder unter das, was sie zunächst dafür hielt, und das Schicksal nahm seinen Lauf.

Zuerst wurde ein Strohwiepen genommen, man denke an die Hygiene, und der Kuh das Euter gesäubert. Dabei fiel ihr dann doch zweierlei auf: erstens war das Euter recht klein und saß sehr weit hinten. Wohl eine Abnormalität, soll es ja geben. Zweitens waren, und das ist nun doch sehr komisch, keine Striche zu finden. Eigenartig.. !

Wem diese ganzen Umstände aber auch noch recht eigenartig vorkamen, war das Rindvieh selbst, unter dem unsere zukünftige Melkmeisterin saß und noch immer nach den Strichen Ausschau hielt. Die ganze Szenerie war doch so komisch und reizte die Lachmuskeln derart, daß nun auch Trautchen begriff, daß man ihr einen Streich gespielt und die ihr anempfohlene Erna mit dem Gott sei Dank gutmütigen Bullen Gottlieb vertauscht hatte. Traute war aber kein Spielverderber, und nach einer kleinen Balgerei wurde dann doch noch mit Erfolg gemolken.

Natürlich war ihr auch der Schweinestall und seine in des Wortes wahrster Bedeutung quicklebendigen Bewohner nichts Unbekanntes mehr. Daß die ganze Schweinerei ein unheimlich lautes Organ hatte, ihren Hauptlebenszweck in der Fresserei sah, ansonsten schlief oder stank oder auch beides zur gleichen Zeit tat, war für sie das Natürlichste von der Welt, das mußte eben so sein. Traute kannte auch schon den schönen Spruch,

*daß es der Eber gar nicht schicklich fand,
daß seine Kinder Ferkel sind,
und auch nicht nur die alte Sau alleine,
die ganze Familie - alles Schweine!*

Auch hier waren also Fortschritte zu verzeichnen.

Eines mußte sie aber doch seit längerer Zeit beschäftigt haben, auf das sie keine Antwort fand.

Eine Stute hatte ein Fohlen, die Kuh ein Kalb, ein Schaf hatte ein, bestenfalls zwei Lämmer und diese Schweinebande, die vermehrte sich nicht, die vielfältigte sich. Das konnte doch bald nicht mir rechten Dingen zugehen. Antworten auf diesbezügliche Fragen wurden stets mit einem ungläubigen Blick bedacht.

Der Zufall sollte ihr hierauf eine Antwort geben. Zufällig hörte unsere angehende Bäuerin, wie mein Vater mir auftrug, die eine Sau zum Eber zu treiben, etwas ganz Alltägliches. Trautchen fragte, ob sie mitkommen könnte, und ich hatte keine Einwände, warum nicht. Wir zogen also beide mit der dicken, verliebten Schweinemama los, und unterwegs muß mich wohl der Teufel geritten haben und dies in Form einiger Erläuterungen zu dem, was da jetzt geschehen sollte.

„Trautchen“, sagte ich, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, „wenn du jetzt gut aufpaßt, kannst du schon heute wissen, wieviele Ferkel die Sau bekommt.“ „Wie geht das denn,“ kam die etwas ungläubige Antwort. „Ganz einfach, wenn der Eber die Sau deckt, bleibt er eine gewisse Zeitspanne oben und plinkert immer mit den Augen. Deine Aufgabe ist es jetzt, genau dieses Plinkern zu zählen. So viele Male der Eber die Augen zukneift, soviele Ferkel bekommt die Sau.“

Ich muß diese Weisheit doch wohl in einer recht einleuchtenden und überzeugenden Art und Weise rausgebracht haben.

Während des Mittagessens unterrichtete meine gelehrige Schülerin dann den alten Herrn wie folgt: „Übrigens, Onkel Fritz, die Sau bekommt neun Ferkel.“ „Aber Kind, woher willst du das denn wissen?“ „Ja, der Eber hat doch neunmal die Augen zugekniffen.“

Vater wußte natürlich sofort, aus welchem Knopfloch der Wind wehte, und wumms - hatte ich eine sitzen!

Anzumerken wäre noch, Ironie des Schicksals, die oben angeführte Sau warf später tatsächlich neun gesunde Ferkel.

Ob das aber auf die Augenzinkerei des Ebers zurückzuführen ist, bleibt weiterhin eine offene Frage.

Wie der „Paschke-Kraug“ zu seinem Namen gekommen sein soll

S.34-36

Richtigstellung

betreffend die Broschüre - Bütowsche Vertellkes -
- Seite 34 -

Wie der „Paschke Kraug“ zu seinem Namen gekommen sein soll
Wie sich nachträglich herausgestellt hat, liegt hier eine Verwechslung des Ortes der Handlung vor, die durch eine Fehlinformation entstanden ist. Es kann sich also nicht um den Paschke Kraug in Hygendorf handeln. Letzterer wurde von 1930-1932 von Herrn Paschke sen. erbaut, und sein Sohn, Kurt Paschke, hat am 1.7.1932 die Wirtschaft unter dem Namen „Paschke Kraug“ eröffnet. Herr Kurt Paschke hat zu keiner Zeit ein ambulantes Gewerbe ausgeübt, noch das Startkapital im Glücksspiel erworben. Für die bedauerliche Fehlinformation entschuldigt sich der Verfasser.

Draußen heulte der Wind und peitschte den Regen durch die Straßen. Wiederum ein Wetter, bei dem ein Bauer nicht seinen Hund rausjagt. Die Wolken hingen tief, grau in grau, und man mußte am Nachmittag schon das Licht anmachen. Die Geschäftsleute in der Langen Straße und um den Markt sahen gelangweilt in das gruselige Treiben und die Kinder drückten sich die Nasen an den Scheiben platt. Eine richtige Weltuntergangsstimmung! An solchen Tagen soll man nichts Gescheites unternehmen, sagen die alten Leute, denn da steckt kein Segen drin. Dieser Meinung waren auch zwei recht gut betuchte Bütower. Sie taten dann auch das nach ihrer Meinung einzig Richtige. Sie setzten sich in Steinhauers Hotel an einen schönen Ecktisch und spülten mit einem steifen Grog die ganzen Sorgen einschließlich des Weltuntergangs hinunter. So müssen sie da schon eine geraume Zeit gegessen haben. Der geschäftliche Teil war längst abgehandelt, die Aussichten und Möglichkeiten bei kommenden Unternehmungen aus jeder Sicht beleuchtet, der lokale Teil gab auch nichts mehr her, die letzten Kalauer waren erzählt und langsam kam Langeweile auf. Aber was sollte man mit dein angebrochenen Nachmittag machen? „Wirtschaft, noch einmal zwei

Grog und eine gute Zigarre.“ Sehr genüßlich trank man das edle, wärmende Gesöff und qualmte so, wie ein kleiner Bauer backt.

„Mensch, das regnet immer noch,“ sagte der kleine, recht gut genährte Bütower, weil ihm sonst wohl nichts Gescheiteres einfiel. „Ach, laß es nur regnen“, sagte genau so geistreich der andere, „es regnet ja nicht von Unserem.“ So saßen sie da und machten es wie die alten Deutschen, sie ließen es regnen.

Als man sich noch einmal inden Bütower vertieft hatte, ging die Tür auf, und rein kam ein Vertreter des ambulanten Gewerbes. Mann und Bauchladen machten auch nicht gerade den glücklichsten Eindruck. Das Wasser tropfte aus den Rockzipfeln und mit Hosenträgern, Gummiband, Nadeln, Zwirn, Knöpfen und Rasierklingen konnte man unter diesen Umständen auch nicht gerade Rothschild werden. So dachte wohl auch unser wandernder Handelsmann, denn er konnte nicht im Entferntesten ahnen, daß die einträglichsten Stunden seines Lebens in wenigen Augenblicken beginnen würden. Er stellte sein tragbares Warenhaus in eine Ecke, zog seine von Nässe triefende Joppe aus und bestellte sich auch einen Grog. Das war sehr gescheit von ihm, ja, es sollte die glücklichste Entscheidung werden. Während er sich die klammen Finger am warmen Glase auftaute und vorsichtig den ersten Schluck nahm, wurden unsere beiden, von der Langeweile strapazierten Pfeffersäcke auf ihn aufmerksam.

„Ob er wohl Karten spielen kann?“ meinte der kleine Dicke, „dann hätten wir den dritten Mann.“ Und da schallte es auch schon zum Nachbartisch hinüber: „He, Mann, kannst du Karten spielen?“ „Ich bin kein großer Spieler, aber etwas verstehe ich schon davon“, kam es sehr bescheiden zurück.

„Hast du Lust, wollen wir ein Spielchen machen?“ Unser reisender Händler wollte, und nun nahm das Schicksal seinen Lauf. Man rückte in der Ecke zusammen, machte sich kurz bekannt, und ab ging die Post!

Da die beiden Bütower Patrizier ihr Gegenüber für einen armen Schlucker hielten, was zu dieser Zeit auch wohl nicht weit von der Wahrheit abwich, schossen sie ihrem dritten Mann zunächst eine für die damalige Zeit recht beträchtliche Summe vor.

Man begann mit dem in ganz Pommern bekannten und ach, so beliebten „Schafskopf“. Zunächst auf 5, dann auf 10 und nach einer gewissen Zeit schon auf 50 Pfennige. Da aber der beste Schafskopf, spielt man ihn zu lange, auf die Dauer langweilig wird, wechselte man zum „Skat“ über. Ob man hier nun gleich mit dem berühmt-berüchtigten „Groschenskat“ anfangt, ist

nicht überliefert. Eines steht aber fest, zur Polizeistunde mußten schon recht erhebliche Summen den Besitzer gewechselt haben. Unsere leidenschaftlichen Spieler aber hörten schon lange nicht mehr den Sturm, der den Regen mit gleichbleibender Stärke gegen die Fenster schlug, sie bekamen auch kein Heimweh, sie sahen nur ihre Karten und hatten alles andere um sich herum vergessen.

Vater Wirt schloß also die Türen ab, und unsere drei Helden in ihrer Ecke hörten nicht einmal mehr den Gutenachtgruß des sehr entgegenkommen den Hoteliers. Der Spielteufel hatte von ihnen voll und ganz Besitz ergriffen. So ging es die ganze Nacht. Man geht wohl recht in der Annahme, daß nicht nur die ganze Zeit Skat gespielt wurde. Warum auch, es gibt doch auch noch Glücksspiele wie: Mauscheln, 17 und 4, Meine-Deine, Häufeln, Pokern usw. Mit welchem dieser Spiele unsere drei Herrschaften sich die Nacht um die Ohren gehauen haben, ist nicht bekannt. Jedenfalls die Bäckerjungen kegelten schon mit den leeren Marmeladeneimern, weil sie wütend waren, daß sie schon arbeiten mußten, während andere Leute noch im Bett lagen, und die ersten Fuhrwerke rumpelten bereits über das Kopfsteinpflaster der Langen Straße, als unsere Unentwegten die letzte und allerletzte Runde. Man trennte sich endlich mit einem flüchtigen Händedruck und einem angedeuteten Gruß. Unsere beiden betuchten Bütower Geschäftsleute schlichen um einiges weniger betucht schweren Schrittes nach Hause. Dieses Geschäft war nun ganz und gar nicht in ihrem Sinne verlaufen. Aber es traf ja keinen Armen.

Unser wandernder Handelsmann hingegen schulterte frohgelaunt seinen Kramladen und verließ, wenn auch etwas übernachtigt, flotten Schrittes diese für ihn so einträgliche Stätte. Er hatte in dieser Nacht das beste Geschäft seines Lebens gemacht und soll seinen beiden Kontrahenten, die keinen Groschen mehr in der Tasche hatten, als Trostpflaster ein gutes Zehrgeld mit auf den Heimweg gegeben haben.

Nun wurde gerade zur selben Zeit in Hygendorf ein Gasthof mit einigen Morgen Land zum Kauf angeboten. Nachdem der ambulante Gewerbetreibende ausgeschlafen und gut gefrühstückt hatte, fand er in der Morgenlektüre auch dieses Inserat. „Wäre das nicht gerade das Richtige für mich?“ schoß es ihm durch den Kopf. Nach den lohnenden nächtlichen Einnahmen war der Gedanke auch keineswegs unrealistisch zu nennen.

Man konnte sich ja erst einmal die Ware ansehen, und vielleicht ließ der Besitzer mit sich handeln.

Er ließ mit sich handeln, und nach kaum einer Woche stand dem Abschluß des Kaufvertrages und der Eintragung ins Grundbuch nichts mehr im Wege.

Bald jedem eintretenden Gast das Schild mit der Aufschrift „Paschke-Kraug“ entgegen.

Sie, meine lieben Leser, dürfen nun dreimal raten, wie wohl der frühere Besitzer des Bauchladens geheißsen hat!

Sieben Kinder und noch kein Mann

S.36-38

Wie jede Stadt im weiten und schönen Pommernlande so hatte auch jedes Dorf seine Prominenz. In den größeren Dörfern waren es neben dem Bürgermeister der Lehrer, der Pastor und der Apotheker. Die kleinen begnügten sich meistens mit dem Bürgermeister und dem Lehrer, und manchmal war es auch nur der Bürgermeister.

Lehrer, Paster und Afteiker harre inn de Beiker studiert und wiere somit klauke Lied. Sie redete man auch mit „Herr“ an, während alle anderen Mitbürger, einschließlich Bürgermeister, einfach mit dem Vornamen oder in dem vertrauten „Du“ angesprochen wurden.

Das war auch im Kreis Bütow nicht anders und jeder meinte, daß es damit seine Richtigkeit hatte. Aber haben wir hier nicht eine sehr wichtige Person vergessen? Ich meine den Feuerwehrhauptmann. Jedes Dorf hatte seine, meistens freiwillige Feuerwehr, und im Spritzenhaus wartete die Spritze auf ihren Einsatz. Sie brauchte in der Regel nicht lange warten, denn Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre brannte es mit erstaunlicher Regelmäßigkeit immer an den Wochenenden, und der Bauer, der die Spritze zu fahren hatte, schirrte am Sonnabend seine Pferde erst gar nicht ab. Das Feuerhorn tutete ja doch bald, und dann ging es ab wie die Feuerwehr! Der heilige Florian zeigte sich fast immer einsichtig und ließ es nicht in der Arbeitszeit brennen. Auch sorgte er meistens dafür, daß der Besitzer des brennenden Gebäudes gerade seinen Bruder, Schwester, Onkel, Tante oder sonstigen Verwandten besuchte und somit nicht zu Hause war, wenn der rote Hahn aufs Dach kletterte. Er hatte also ein todsicheres Alibi und konnte es niemals gewesen sein.

Der Feuerwehrhauptmann aber, der mit seinen Mannen zuerst an der Brandstelle war und den ersten Wasserstrahl in das Feuer brachte, wobei hier die Betonung auf dem Worte Wasser liegt, erhielt eine Prämie, die anschließend im Dorfkrug in Bier und Korn umgesetzt wurde. Nebenbei gesagt, das Feuer

brauchte ja nun nicht gleich auszugehen. Dann blieb ja am Ende sogar noch etwas stehen, und das war nicht immer im Sinne des Erfinders. Wer will angesichts dieser Tatsachen noch dem Feuerwehrhauptmann die Prominenz seiner Stellung absprechen?

Hinzu kommt noch, daß er vielerorts die Funktion eines Kerkermeisters auszuüben hatte.

In den Spritzenhäusern der größeren Dörfer war nämlich ein verschließbarer Raum vorgesehen, in den man die Landstreicher, wir wurden heute sagen Penner, einsperrte.

Diese Räume waren in der Regel mit einer Pritsche einschließlich Strohsack, einem Tisch und einem Schemel möbliert. Die Aufgabe des Feuerwehrhauptmannes, also dem Verwalter des Spritzenhauses, war es nun, den Landstreicher auf Anordnung des Gendarms abends ein- und morgens wieder auszuschießen.

Sollte aber jemand glauben, daß die Reinigung dieses Gemaches mit zu den Dienstobliegenheiten unseres Hauptmannes gehörte, der irrt gewaltig. Ein Hauptmann, und sei es ein Feuerwehrhauptmann, der selbst sein Revier reinigt? Nein, sowas hat es in Preußen noch nie gegeben. Für diese niederen, eines Hauptmanns unwürdigen Arbeiten wurde in den meisten Fällen eine Magd eingesetzt. So war es auch in einem größeren Dorf bei uns im Kreise. Nennen wir die gute Dame mal kurz „Minna“. Minna hatte nun die Weisheit auch nicht gerade mit Löffeln gegessen, hatte aber andere, recht brauchbare Eigenschaften. Sie war fleißig, zuverlässig und vor allen Dingen sehr kontaktfreudig, und gerade diese Kontaktfreudigkeit wußten die Landstreicher aller Rassen und Schattierungen zu schätzen. So ließ es sich bei Minna nicht vermeiden, daß von manchen intensiveren Kontakten ein bleibendes Andenken zurückblieb.

Als nun die Zahl dieser recht munteren Andenken sich dem halben Dutzend näherte, beschloß unsere Minna, doch ihren Vorsatz ledig zu bleiben wie ihr Fräulein Mutter aufzugeben, und sich nach einem zahlungskräftigen Vater umzusehen. Da diese ehrenvolle Position aber keiner freiwillig einnehmen wollte, wurde wieder einmal das Bütower Amtsgericht bemüht.

Minna ließ nun eine ganze Reihe forscher Burschen aufmarschieren. Aber auch hier wollte verständlicherweise keiner Minna die Ehre erweisen und sich zur Vaterschaft bekennen.

Nach langem Hin und Her platzte dein Amtsrichter der Kragen und er fuhr unsere Dame an: „Also, Minna, Sie sind nun letzten Endes die Mutter von dem armen Wesen und messen zuerst wissen, wer von dieser Galerie schöner Männer dafür in Frage kommt. Also raus mit der Sprache.“ Darauf antwortete Minna im reinsten Bütower Platt und mit größter Ehrlichkeit, auch eine ihrer guten Eigenschaften: „Herr Richter, wenn ick dat säge sall, dann mut ick säge, dor is ganz Massowitz un lmgägend dorbi west.“

Darauf der Richter kurz und bündig: „Dann soll auch ganz Massowitz und Umgebung bezahlen. Die Verhandlung ist geschlossen!“

Der Jahrmarkt

S.38-45

Viermal im Jahr war in Bütow Jahrmarkt, und viermal im Jahr war Bütow selbst das größte Dorf des Kreises.

Dem oberflächlichen Betrachter mußte es scheinen, als seien an diesen Tagen die Dörfer ausgestorben, und die Bauern wären mit Kind und Kegel in die Stadt ausgewandert. Man wollte kaufen und verkaufen, sehen und gesehen werden. Einmal im Jahr wollte man was erleben. Gewiß, wenn manch einer den eigenen Kirchturm nicht mehr sah, war ihm nicht ganz wohl, aber letzten Endes siegte dann doch das Tröpfchen Abenteuerlust im Blut und machte sich startklar. Die Besucher aus den umliegenden Dörfern hatten es ja leicht, hier genügten Pferd und Wagen, und sie sahen ja auch noch ihren Schornstein rauchen. Wenn man aber in Jassen oder Radensfelde, in Sonnenwalde oder Borntuchen wohnte, sah die Sache schon etwas anders aus, und noch schlimmer wurde es für die Ortschaften, die keinen Bahnanschluß hatten. Da mußte die ganze Angelegenheit sorgfältig geplant werden. Wann fährt der Zug ab, wie lange fährt man mit dem Wagen, wann muß man deshalb aufstehen und die Pferde füttern, und wann und wie kommt man wieder zurück? Alles Fragen, die beantwortet werden mußten. Wer fuhr und wer zu Hause blieb, das stand ja von vornherein fest. Der Haushaltungsvorstand, sprich der Vater, vertrat natürlich auch hier die ganze Familie, und wenn es hoch kam, nahm er Mutter auch noch mit. Der Rest der Truppe hatte die hohe Ehre, Haus und Hof zu hüten. So sah eben der damalige Lastenausgleich in einer dörflchen Familie aus. Ja, und nun ging die Reise los! Die Langschäfter waren auf Hochglanz poliert, die grüne Joppe angezogen, die Zigarre in Brand, der neue Hut auf dem Kopf, Mutter hatte

auch das Neueste aus dem Schrank geholt, „na, denn sind wir sowiet, na, denn man tau,“ und mit „hü“ und mit „hott“ ging es ab zum Bahnhof. Ja, du liebste Welt, was war denn hier los? Diese Menschenmassen, daß es überhaupt so viele Menschen auf einem Haufen gibt! Das Staunen fing hier schon an und das sich gegenseitige Begrüßen natürlich auch. Menschen sahen sich wieder, die sich einigen Fällen schon Jahre sucht mehr gesehen hatten, und der verschlafene Dorfbahnhof erwachte für kurze Zeit aus seinem Dornröschenschlaf.

Vater ging stolz mit immer noch oder schon wieder brennender Zigarre zum Schalter, löste zweimal „Bütow und retour“, und jetzt hatte man noch ausgiebig Zeit, sich gegenseitig auszufragen und zu beriechen. War das ein Geschnatter, man kann es sich heute kaum noch vorstellen! Auf einmal, als wenn ein unsichtbarer Regisseur oder Dirigent ein Zeichen gegeben hätte, verstummte alles. Man konnte für kurze Zeit fast eine Stecknadel fallen hören.

So war es auch einmal in Groß-Tuchen auf dem Bahnhof, und dann passierte es. Ob nun die lange Sitzerei auf dein Wagen, die allgemeine, freudige Erwartung oder Nachblähungen des am Vortage genossenen Erbsen- oder Bohneneintopfes schuld daran waren, jedenfalls ließ in die augenblicklich eingetretene Stille hinein jemand laut und unüberhörbar einen gehen! „Wat, wier dat? Nu wart dat ja woll immer bäter!“ Die Ruhe wurde in einer bestimmten Ecke etwas betretener, das Jungvolk kicherte hier und da, ein Massowitzer Bauer zwirbelte seinen Kaiserwilhelmbart und kommentierte die Angelegenheit wie folgt: „Joa, joa, schlottere als de Geise (Gäme) ober furtze as e Wallach!“ Zustimmendes Lachen in der ganzen Runde, und die aufheiternde, rückwärtig geäußerte Meinung eines Unbekannten war damit zur Kenntnis genommen.

Der „rasende Rummelsburger“ mit mindestens 4 Wagen Verstärkung kam, man stieg ein und begann den zweiten Teil der Reise. Da der Zug aus allen Himmelsrichtungen früh ankam, führte der Weg zunächst in eine der ausreichend vorhandenen Ausspannungen oder Gastwirtschaften, und hier sprach jeder Bauer erst einmal sein Morgengebet. Was, Sie kennen des Bütower Bauern Morgengebet nicht? Oft konnte man es an diesem Tage hören. „Ein Korn, ein Bier, eine Zigarre!“ Noch ein Korn und noch ein Bier, und so betete man sich langsam aber sicher in die richtige Jahrmarktsstimmung hinein. Es war eine recht geräuschvolle „Andacht“.

Nur in einer Ecke in der Ausspannung Klause am Markt war es etwas ruhiger. Hier saß eine Sonderausgabe des speziez homo sapiens, die etwas spät aus

den Federn gekommen war und wartete auf ihr Frühstück. Dieses Prachtexemplar von einem Bütower Landmann brachte spielend 2 1/2 Zentner und auch noch einiges mehr auf die Waage, und an der Länge von 2 Metern fehlte auch nicht viel. Wenn er sich durch die Tür bewegte, war der Rahmen vollends ausgefüllt. Da es bei Klause aber nur Getränke gab, hatte er seinen Jungen losgeschickt, um etwas Festes ranzuschaffen. Der kam dann auch bald mit 3 Pfund Würstchen und für 20 Pfennige Brötchen beladen zurück, knallte das seinem Vater auf den blankgescheuerten Tisch und wünschte guten Appetit. Daran mangelte es dem alten Herren keineswegs. Damit es besser rutschte, bestellte er noch einen halben Liter Bier, und jetzt konnte das, ach, so bescheidene Frühstück eingenommen werden. In gleichbleibender Reihenfolge verschwanden nun immer ein Würstchen und ein halbes Brötchen im Innenleben unseres gewichtigen Gastes. Hierbei darf nicht unerwähnt bleiben, daß man damals für 20 Pfennige 8 Brötchen erhielt. Nach einer guten Viertelstunde waren Würstchen, Brötchen und Bier verschwunden und unser Bäuerlein machte einen rundum zufriedenen und gesättigten Eindruck. So gestärkt konnte jetzt auch für ihn der Jahrmarkt beginnen.

In der Zwischenzeit hatte sich nun draußen auch schon einiges getan. Verkaufsstand reihte sich an Verkaufsstand. Vom Rathaus bis Thurow und von der Elisabeth-Kirche bis Scheffler war eine Budenstadt entstanden, in deren engen Gassen die Verkäufer ihr Wettgebrüll erhoben hatten. Am lautesten schrie der billige Heinrich, und so hatte sich auch vor seinem Stand die größte Menschentraube angesammelt.

„Ein Regenschirm für 10 Mark. Nein, nicht ein Regenschirm, zwei Regenschirme, drei, ja vier Regenschirme für ganze 10 Mark! Und weil Sie es sind, Mutchen, nicht für 10 Mark, nicht für 8 Mark, für ganze 5 Mark diese vier schönen Regenschirme, Leute, kauft, Leute, alles erstklassige Ware!“ So oder ähnlich schallte es über den Markt, und die Menschen kauften, als wenn schon morgen in ganz Deutschland nichts mehr zu bekommen wäre. Was wurde aber auch nicht alles angeboten: warme Joppen, Strickwaren, Keramiksachen, Stahlwaren, Schuhzeug, kurz: vom Hosenknoopf bis zum kompletten Pferdegeschirr war alles zu haben.

Auf uns Kinder übten natürlich die Buden mit den Lebkuchenherzen und Steinpflastern, den Zuckerwaffeln und Bonbons sowie den Losen und Glücksspielen den größten Reiz aus. Die Stände mit den sich drehenden Windmühlen und Luftballons waren aus einem anderen Grund interessant. Kaufen wollten wir dieses alberne Spielzeug nicht. Wäre ja auch viel zu kindisch gewesen. Die Luftballons ließen sich aber so schön, sehr zum Leidwesen ihrer

Besitzer, mit, einem Katapult oder einem Gummiband mit kleinen Stahlkrampen kaputtschießen. Also derartigen Schabernack gibt es nicht erst seit heute, das konnten wir damals auch schon ganz gut.

Ganz aus der Reihe fiel aber einmal ein Stand, an dem man, wenn man eine geschickte Hand hatte, einiges gewinnen konnte. Auf einem Tisch stand ein rechteckiger Rahmen. An dem oberen Querholz hing eine Kette mit einer Holzkugel und darunter lag ein Ball. Lauthals verkündete der Schausteller: „Von vorn ist verloren, drumrum ist verloren. Wer den Ball einmal von hinten runterwirft, der hat die Auswahl!“ Komisch, bei ihm klappte es immer, bei seinen Kunden und Zuschauern aber nur sehr selten. Auch wir Bengels hatten unser Glück versucht und wie konnte es anders sein, unsere Groschen verspielt.

Dies ließ mir nun keine Ruhe. Ich bastelte mir zu Hause einen ähnlichen Rahmen und übte so lange, bis ich den Dreh raus hatte. So, jetzt sollte der Schreihals mal kommen, und er kam.

„Von vorn ist verloren, drumrum ist verloren. Wer den Kegel einmal von hinten runterwirft, der hat die Auswahl,“ so schallte es wieder über den Markt, und alles drängte hin, um seine Groschen nach vergeblichen Versuchen abzuliefern. „Na, mein Junge, möchtest du auch einmal?“ Und ob ich mochte! Mein ganzes Kapital, eine Reichsmark, legte ich auf den Tisch, sagte kurz „10 mal“, und damit war die Stunde der Wahrheit gekommen. Mein Freund Pitt stand bereit, die munteren Sachen in Empfang zu nehmen. Die Geschichte klappte vorzüglich. Bei jedem Wurf fiel der Kegel. Wenn unser Budenonkel den ersten Gewinn noch zu Reklamezwecken umzumünzen verstand, so wurde er doch jedesmal, wenn der Kegel vorschriftsmäßig umgestoßen wurde, etwas ruhiger. Als mich dann noch ein Zuschauer zum Weitermachen animieren wollte, machte der Schausteller dem für ihn verlustreichen Geschäft ein Ende, indem er konsequent die Meinung vertrat, daß auch andere Leute noch ihr Glück machen wollten. Sollten sie. Pitt und ich packten unsere Gewinne zusammen und zogen - bis an beide Ohren schadenfroh grinsend - weiter.

Jetzt wäre es vielleicht noch interessant, einen Blick auf den Vieh- und Pferdemarkt zu werfen, der an der oberen Lauenburger Straße neben dem Schweinekrug abgehalten wurde. Von 6 Wochen alten Ferkeln bis zu edlen Rossen wurde hier alles gehandelt, was 4 Beine hatte. Es war das Reich der großen Viehhändler wie auch der Schacherer und einzelner Bauern, und ich glaube, daß nirgendwo auf der ganzen Welt mehr gelogen und betrogen wurde als hier. Zu Rechtsstreitigkeiten aber kam es selten, denn der Reinge-

fallene wollte sich ja nicht die Blöße geben, angeschmiert worden zu sein. Er wartete lieber auf die erste, sich ihm bietende Gelegenheit, einen anderen übers Ohr zu hauen, und damit war dann auch sein seelisches Gleichgewicht wieder hergestellt.

Da wurden manchmal Pferde verkauft, die schon gar keine Pferde mehr waren. Es war bestenfalls das, was von einem einst schönen Pferd nach jahrelanger Arbeit übriggeblieben war, und das war nicht mehr recht viel. Ähnlich wie bei den Menschen. Wenn heute ein älteres junges Fräulein etwas verwelkt und schrumpelig wird, läßt es sich, vorausgesetzt es hat das nötige Kleingeld dazu, liften und general überholen und siehe da, aus der alten Matrone ist wieder ein steiler Zahn geworden.

So machte das auch manch Pferdehändler und mancher Bauer mit seiner alten Mähre, die er als flottes Reit- und Wagenpferd verkaufen wollte. Da stand beispielsweise zunächst ein armes, pferdeähnliches Wesen im Stall, auf dessen Hüftknochen man bequem die Mütze aufhängen konnte und dessen lange Wolle jedem Moschusochsen in Grönland Ehre gemacht hätte. Diese arme Pferdegestalt wurde nun zunächst mit Kartoffelschlempe und vollkommener Bettruhe, Entschuldigung, Stallruhe, wieder aufgepäppelt. Nach drei bis vier Wochen waren die vorstehenden Hüftknochen verschwunden, den größten Teil der Wolle hatte sie verloren und auch der ganze Allgemeinzustand hatte sich sehr gebessert. Die letzten noch übrig gebliebenen langen Haare wurden mit dem glühenden Bolzen aus einem alten Plätteisen abgebrannt, unsere gute alte Tante mit etwas Leinöl, dem Oil of Olaz der Pferde, abgerieben, und siehe da, sie glänzte wieder wie ein blanker Kinderpopo. Kaum noch wiederzuerkennen. Das wäre es denn auch schon bald, bis auf den Zahnarzt. Bekanntlich kann man das Alter eines Pferdes an den Zähnen ablesen, und hier mußte also noch etwas nachgeholfen werden. Da es aber auch in Bütow keine Pferde Zahnärzte gab, erledigte diese Prozedur der Verkäufer mittels einer Feile selber. Kurz vor Markbeginn wurde dem so rausgeputzten Klepper mit der Peitsche noch kurz aber schlagkräftig klargemacht, daß er jetzt wie eine Remonte zu springen hatte, rasch etwas Pfeffer und Salz unter den Schweif, damit dieser auch schön gebogen getragen wird, und die Schacherei konnte beginnen. Wieviele, auf diese Art und Weise aufgemotzten „Rassepferde“ den Besitzer gewechselt haben, läßt sich nicht feststellen. Fest steht aber, daß unser jetzt so flottes Pferdchen nach einer Woche Feldarbeit wieder genau so aussah, wie es vor dieser fragwürdigen Verschönerungskur ausgesehen hatte.

Der Vogel wurde aber mit folgender Gaunerei abgeschossen.

Da stand ein Bauer, den keiner kannte, auf dem Markt und bot zwei recht unterschiedliche Pferde zum Kauf an. Eins war ein gutes, kräftiges Arbeitspferd und das andere war ein Traum von einem Roß: ein Dunkelfuchs, auf allen Vieren gestieft, erstklassiges Gebäude, hoch im Blut stehend, erstklassige Gänge, mit einem Wort, einfach Rasse und Klasse! Ein dreijähriger Wallach mit einem selten schön ausgebildeten Schweif. Hier hatte kein Zahnarzt nachgeholfen und auch Oil of Olaz war nicht von Nöten gewesen, alles war oder schien echt. Der Preis war, wie konnte es auch anders sein, nicht gerade niedrig. Interessenten waren genügend vorhanden, und nach kurzem Handel war der Kauf perfekt. Der Käufer zahlte, der Verkäufer kassierte und ... war verschwunden.

Der stolze Besitzer des edlen Tieres brachte seine Neuerwerbung nach Hause und ließ auch sonst keinen an das Pferd heran. Am zweiten Tag in der neuen Umgebung hatte sich unser Schweißfuchs den Schweif etwas belegen. Sein neuer Besitzer nahm einen Stahlkamm und wollte den Zagel auskämmen. Da war's denn auch schon geschehen! Er hielt die ersten Haare in der Hand und je mehr und je eifriger er kämmte, je mehr lichtete sich die Pracht des Pferdeschweifes, bis an der ganzen Rübe nicht mehr ein einziges Härchen zu finden war. Was war geschehen? Der Fuchs hatte einen Geburtsfehler. An der Schweifrübe sind niemals Haare gewachsen und werden auch niemals welche wachsen. Die ausgekämmten waren von dem Verkäufer vorher angeklebt worden. Der Gauner war fort und nicht auffindbar, der Käufer war sein gutes Geld los, hatte den Ärger und den Spott dazu. Zur Ehrenrettung des Bütower Pferdemarktes blieb aber noch nachzutragen, daß neben den kleinen und gelegentlich auch mal größeren Gaunereien die meisten Geschäfte ehrlich abgewickelt wurden und der Handschlag noch etwas galt.

Anschließend ging es dann in den Schweinekrug, und hier wurde erst einmal der Schwanz versoffen. Das heißt, Käufer und Verkäufer ließen in Anbetracht ihres beiderseitigen guten Geschäftes einige Lagen zur Versöhnung auffahren. Nach einer gewissen Zeit verließen dann beide etwas schwankend, den Hut schief im Nacken, den Krückmann über dem Arm, das Wirtshaus und strebten, wenn auch in Serpentina, dem Bahnhof zu.

Schlecht erging es einmal einem Bauern, der den ganzen Tag 8 Ferkel angeboten hatte und keines verkaufen konnte. Als er aus dem Krug kam, in dem er den Ärger und die schlechten Zeiten runtergespült hatte, stellte er fest, daß ihm ein Witzbold noch vier weitere in den Kasten gesetzt hatte. Was war zu tun?

Unser Bauer machte sich auf den Heimweg, und als er durch eine dichte Tannenschonung kam, hielt er an, zog das Schütz des Kastens hoch und ließ die ganze Schweinerei einfach in den Wald laufen. Was nun aus diesen 12 Aposteln geworden ist, ist nicht überliefert.

Die Sonne stand schon tief, die Schatten wurden immer länger, die Jahrmärktebesucher aus den naheliegenden Dörfern waren schon nach Hause gefahren, und das verbliebene Gros setzte sich schwer beladen in Richtung Bahnhof in Bewegung, um die Heimreise anzutreten. Ein erlebnisreicher Tag ging zu Ende.

Von Bütow bis Klein-Tuchen sorgte dann noch, gewissermaßen als Abschluß und Ausklang, der Fettviehhändler Borrowitz aus Klein-Tuchen für eine humorvolle Einlage. Ein Radensfelder Original betrat, schwer beladen, das Abteil für Reisende mit Traglasten, verstaute sein Gepäck, setzte sich hin und legte die Fahrkarte neben sich auf die Bank. Unser guter Borrowitz saß gegenüber und beobachtete das ganze etwas umständliche Gehabe und natürlich auch die auf der Bank liegende Fahrkarte. Er stand auf, begrüßte den Radensfelder, setzte sich neben ihn, wechselte einige belanglose Redensarten, steckte heimlich die Fahrkarte ein und setzte sich wieder auf seinen Platz. Als nun der Schaffner kam, ließ unser Borrowitz auch die gepoppte Karte lochen und bat den Schaffner mitzuspielen, was dieser auch tat. Der Vertreter der Reichsbahn setzte seine ernsteste Dienstmiene auf und forderte von unserem Mann aus Schebiatkow (kaschubisch: Terzebiatkow) mit wackelnden Schnurrbartspitzen die Fahrkarte. Die Karte war nicht da, und nun ging das Theater los. Finster musterte unser Freund, nennen wir ihn mal August, seine Nachbarn, krepelte alle Taschen um und beteuerte immer und immer wieder: „Ick heff se doch hatt!“ „Also, wenn Sie bis Damsdorf die Fahrkarte nicht haben, müssen Sie aussteigen,“ sagte der Schaffner und verließ das Abteil. Von Bütow bis Damsdorf fuhr der Zug gerade gute fünf Minuten. In diesen fünf Minuten hatte August den Inhalt seiner zahlreichen Einkaufstaschen und Pakete malerisch auf dem Fußboden ausgebreitet. Die Fahrkarte jedoch war auch hier nicht zu finden, und in Damsdorf erschienen die wackelnden Schnurrbartspitzen wieder.

„Die Fahrkarte bitte!“ „Ja, Herr Schaffner, ick heb den Balljet ober doch hat un nu is hei weg!“

„Allerletzte Frist ist Klein-Tuchen,“ hörte man die Amtsperson schnurren, „wenn Sie die Karte bis dann reicht haben, steigen Sie endgültig aus und damit basta!“

Steigen Sie aus, das ist leicht gesagt, aber wie sollte August von dort nach Radensfelde kommen? Nochmal wurde alles um- und umgekrempt, die Fahrkarte war und blieb verschwunden. August war mit seinem Latein und den Nerven am Ende.

Der Zug hielt, draußen hörte man den Schaffner „Klein-Tuchen“ rufen, und hier mußte auch unser guter Borrowitz aussteigen, der der ganzen Vorstellung bisher schadenfroh zugesehen hatte.

Als er schon in der Tür stand, drehte er sich nochmal um und sagte: „August, kiek mol, wat ick hier heff,“ und warf ihm die Fahrkarte zwischen sein buntes Allerlei. Blitzschnell griff August zum Krückstock, und nur mit großer Mühe konnte sich der schadenfrohe Fettviehhändler vor einer kräftigen Tracht Prügel in Sicherheit bringen.

Auf den Bestimmungsbahnhöfen warteten schon die Angehörigen mit Pferd und Wagen, und eine Frau von noch nicht einmal 50 Jahren faßte die Mühen dieses Tages mit den Worten zusammen: „Neke, nee nee, vör ne ülle Min-sche is dat Reisen nisch

Dor speikend dat

S.45-49

Pommern war seit alters her ein sagemwobenes Land, und auch bei uns im Bütowschen gab es kaum einen See, ein Moor, eine Heide oder einen Berg, der nicht irgendwie mit einer alten Mär in Zusammenhang gebracht wurde. Diese Sagen und Legenden sind von Generation zu Generation in langen Wintertagen bei flackerndem Herdfeuer weitererzählt worden und haben sich so bis in die jüngste Zeit erhalten.

Wie schön gruselig war es doch, wenn der Wind im Kanonenschornstein heulte und an der Giebelverschalung rüttelte, wenn draußen die alten Bäume knarrten, die Eulen schauerlich heulten und das Käuzchen, angelockt von dem späten Licht, sein „komm mit, komm mit“ ertönen ließ. Da erwachten dann die alten Schauergestalten wieder zu neuem Leben. Da versperrte der schwarze Hund den unterirdischen Gang zum Schloßberg in Bütow, da blinkte geisterhaft das Irrlicht im Moor und zog den Neugierigen ins Verderben. Die verwunschenen Steine wurden wieder lebendig, die Seejungfern lockten an den Seeufern, und der Wilde Jäger brauste mit Horrido, Peitschengeknall und Hundegebell in stürmischen Nächten durch die

Lüfte. Im Herdfeuer knackten die Scheite, leise surrte das Spinnrad, an einem warmen Plätzchen schnurrte die Hauskatze und es war so still, daß man eine Stecknadel zu Boden fallen hören konnte. Alles strahlte eine innere Ruhe und Geborgenheit aus, wie man es sich heute in unserer lauten und hektischen Welt kaum noch vorstellen kann. Manche dieser „Vertellkes“ reichte in die graue Vorzeit zurück. Ganz besonders still wurde es immer, wenn Großmutter vom Wilden Jäger erzählte.

In einer sehr stürmischen Herbstnacht kam einmal ein armer Handwerksge-selle verspätet von der Arbeit zurück. Sein Weg führte ihn über die Tuchener Heide und dann durch den Klein-Massowitzer Forst. Um die Geisterstunde hörte er plötzlich in der Luft ein gewaltiges Brausen, wildes Hundegebell und lautes Peitschenknallen, aber er konnte nichts sehen. Da schrie mit einem Mal eine laute, rauhe Stimme: „Mann, hull den Middelweg“. Immer noch tobte in den Lüften die wilde Jagd, da stand plötzlich ein großer dunkelgekleideter Mann neben ihm. Er hatte nur ein einziges hell leuchtendes Auge, auf dem Kopf einen großen Schlapphut und dauernd umkreisten ihn zwei mächtige Raben. „Schieb mir die großen Kiefern aus dem Wege“, herrschte er den einsamen Wanderer an und gab ihm zu verstehen, mit welchen geheimnisvollen Zeichen er diese Aufgabe erfüllen konnte. Unser Handwerksbursche tat wie ihm geheißen, da schlug die Groß-Tuchener Turmuhr Mitternacht, und auf einmal war der ganze Spuk verschwunden. Als der Geselle am nächsten Tag sein Handwerkszeug auspackte, war es zu reinem Gold geworden.

„Ja, Kinder“, schloß Oma ihre Erzählung, „dat wier de wile Jäger, vör denn mutt ji juch in Acht nähme, süst kann dat ok moal bös utgohe.“ In dieser wohl ältesten Sage ist das Andenken an den germanisch-heidnischen Gott Wotan bis in unsere heutige Zeit wachgehalten worden. Was wußten sie nicht alles zu erzählen, unsere alten Märchentanten? Da hatte einer den „bösen Blick“, dem anderen durfte man auf keinen Fall in der Geisterstunde begegnen. Auch schwarze Katzen waren ihnen nicht recht geheuer. Schon gar nicht, wenn sie einem von links nach rechts über den Weg liefen. „Von links nach rechts pecht's“, hieß es. Manche wollten den, Gottseibeius, mit dem Pferdefuß persönlich gesehen haben, und gespukt hat es bald in jedem älteren Gemäuer. Selbst Kirchen wurden davon nicht verschont. In der Bergkirche in Bütow sollen sogar nachts die Geister getanzt haben. Man konnte sie nach Meinung mancher alten Leute sehen, wenn man zur Mitternacht dreimal um de Kirche ging und danach die Hand auf den Drücker legte. Dann erschien ein alter, eisgrauer Mann und führte den Neugierigen hinein, der hier die Geister der längst Verstorbenen sich in gemessenem Reigen drehen sah.

Sehr geheimnisvoll ging es auch bei dem sogenannten „Besprechen“ zu. Keine dritte Person durfte in der Nähe sein, und der Betreffende mußte auch fest daran glauben. Beim Besprechen der Warzen zog dann die mit den Überirdischen im Bunde stehende Frau einen Heringskopf unter der Schürze hervor, bestrich damit dreimal die Warze und murmelte dabei: „was ich bestreich, das vergeht, was ich nicht bestreich, das besteht. Im Namen des Vater, des Sohnes und des heiligen Geistes.“

Manch einer schwor hinterher Stein und Bein, daß ihm der Zauberspruch geholfen habe! Derjenige aber, dem die Besprecherei nicht geholfen hatte, hielt, um sich bei seinen Bekannten nicht lächerlich zu machen, den Mund und verhalf damit unseren Gesundbetern zu einer relativ hohen Erfolgsquote, die ihnen dann immer wieder neue Kunden zuführte. Alles, was man sich nicht erklären konnte, regte in gleicher Weise Furcht und Fantasie an. In den bei uns weit verbreiteten Sumpfen und Torfmooren war zeitweilig ein über dem Erdboden oder dem Wasser schwebendes Flämmchen zu beobachten, das allgemein als Irrlicht bekannt war, und den einsamen Wanderer in die Ausweglosigkeit der Sümpfe lockte, in denen er dann umkam.

Im Dreißigjährigen Krieg, als einmal die Kaiserlichen und ein anderes Mal die Schweden Pommern verwüsteten, bis es nichts mehr zu verwüsten gab und das Lied „vom abgebrannten Pommernland“ entstand, sollen einmal die Schweden einen Bauern gezwungen haben, sie nachts durch ein weites Moor in den Rücken ihrer Feinde zu führen. Der arme Teufel stapfte vor den wilden Mordbrennern her und überlegte, wie er das Gesindel loswerden konnte. Da sah er in der Ferne ein einsames Licht. Er hielt an und rief den Anführer zu sich: „Siehst du da hinten das einsame Licht? Das ist ein Bauernhof, in dem der Stab der Kaiserlichen Quartier bezogen hat, darauf müßt ihr geradewegs zumarschieren!“ Ehe der Schwede noch weitere Fragen stellen konnte, war unser Bauer im Dunkel der Nacht und in der Wildnis verschwunden. Nach geraumer Zeit hörte die Soldateska noch einmal aus respektabler Entfernung seine Stimme: „Immer geradeaus, meine Herren, immer geradeaus!“

Zum Umkehren war es für die Schweden zu spät, und am andere Ende des Moores ist auch keiner angekommen. Das Irrlicht hatte sie alle in die Irre und in die unergründliche Tiefe gelockt. Dort liegen die Moorleichen heute noch, von der Torfsäure gut konserviert und warten, bis ein Torfspaten sie und ihre Schandtaten wieder ans Tageslicht bringt.

Sagenumwoben waren auch die größten Findlinge, die uns die letzte Eiszeit zurückgelassen hatte. So befinden sich in der Nähe von Damsdorf zwei etwa

mannshohe Steine, die in ihren Umrissen sehr deutlich zwei Menschen ähneln.

Der Sage nach soll hier ein Ehepaar gelebt haben, das sich dauernd gestritten und ein gotteslästerliches Leben geführt haben soll. Im letzten Streit, der alles bisher Dagewesene noch übertraf, sollen sich beide gegenseitig verflucht haben und sind darauf an der selben Stelle zu Stein geworden, wo sie heute noch zur Abschreckung stehen.

Einen ganz besonderen Platz in der langen Reihe Bütower Findlinge nimmt aber der Blutstein von Klein-Massowitz ein. Mitten im dichten Forst, unmittelbar an einem sandigen Waldweg, dort wo die Einsamkeit ihre Sonntagsstube hat und Fuchs und Has' sich gute Nacht sagen, liegt halb vom Unterholz verdeckt ein großer, rechteckiger Stein. Sieht man genau hin, so erkennt man in der Vorderfront die Umrisse von einer Tür und zwei Fenstern. Der Findling sieht einem Haus nicht unähnlich, dessen Dachstuhl von einem schweren Sturm runtergerissen wurde.

Um diesen - einem Haus ähnlichen Stein - rankt sich nun eine Geschichte, die gleich vielen anderen weit zurückreicht und von Generation zu Generation weitergegeben wurde.

In grauen Zeiten soll hier ein Räuberhaus gestanden haben, in dem das Gesindel nach erfolgreichen Raubzügen seine Orgien feierte und seine Beute aufbewahrte. Da kam eines Tages ein armer Bettelmönch des Weges und wollte in dem vermeintlichen Köhlerhaus um eine Gabe bitten. Die Räuber aber, die auch vor dem erhobenen Kruzifix nicht zurückschreckten, nahmen dem Mönch das wenige, das er besaß auch noch ab und erschlugen ihn.

Der Gottesmann hatte noch gerade so viel Kraft, um Haus und Räuber zu verwünschen. Um die Mitternachtsstunde sollte ihr Haus zu Stein werden und die ganze Bande darin umkommen. Die Halsabschneider aber verhöhnten den sterbenden Mönch und zechten lustig weiter. Plötzlich gab es einen großen Knall, Haus und Räuber waren verschwunden, und an der gleichen Stelle lag und liegt noch heute der sagenumwobenen Blutstein von Klein-Massowitz. Bohrt man ihn an, und das ist schon mehrmals geschehen, so läuft eine rote Flüssigkeit heraus. Der Findling wurde unter Naturschutz gestellt und ist so der Zerstörung entgangen. Das Unheimliche aber ist bis auf den heutigen Tag geblieben. Wer da nicht unbedingt vorbei mußte, mied diesen schaurigen Ort, wenn auch bis in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts dort nichts nennenswert Abschreckendes geschah.

Aber noch einmal wurde der bemooste Stein aus dein Dunkel der Vergangenheit in die aktuelle Gegenwart gerückt. „Am Blutstein spukt es,“ so ging es von Mund zu Mund, und unsere Landsleute katholischer Konfession vergaßen dabei nicht, sich rasch zu bekreuzigen. „Da geht es nicht mit rechten Dingen zu“, sagten die anderen, und noch andere hatten sogar einen weißen Ziegenbock mit rotglühenden Augen gesehen, der dort sein Unwesen trieb. Wenn es dort schon immer nicht recht geheuer war, jetzt machten unsere Mädchen, und nicht nur sie, einen noch größeren Bogen um diesen Ort, an dem nach Meinung der ganz Alten kein anderer als der Böse selbst hauste.

Das ging eine ganze Zeit so, bis ein Massowitzer Bauer sich verspätet hatte und in stockdunkler Nacht durch den Wald und nach Hause fahren mußte. Als er kurz vor dem Blutstein angekommen war, sah er zwischen den Bäumen nun tatsächlich einen Ziegenbock rumgeistern.

Der Massowitzer, nun bei Leibe kein Schwächling, ein Mann, dem Furcht seit jeher ein Fremdwort gewesen war, erkannte die Situation sofort. „Zägebuck, wenn du nich meckst, dat du no Hus kimmst, dann gift dat ganz mächtig wat up't Ledder!“ Der Ziegenbock ging trotz mehrmaliger Aufforderung nicht und begleitete den ruhig mit seinem Gefährt dahinziehenden Landmann. Als er aber auch noch versuchte, die Pferde scheu zu machen, wurde es unserem Bauern zu viel. Das Fuhrwerk anhalten und runter vom Wagen war das Werk von Sekunden! Handliche Knüppel lagen in Fülle herum, und ehe sich unser spukender Ziegenbock versah, hatte er sich eine kräftige Tracht Prügel aufgeladen. Dabei gab das Ziegenvieh rasch menschliche Klageöne von sich und nahm dann auch menschliche Gestalt an.

Liebe Landsleute, die Sie einmal in den Massowitzer Forst kommen sollten, besuchen Sie ruhig den Blutstein, denn seit dieser Zeit hat es dort nicht mehr gespukt.

Der Fahnnagel

S.49-55

Wenn man heute durch die Einkaufsstraße unserer Städte geht, muß man sich sehr oft fragen, ob man überhaupt noch in Deutschland oder schon in England oder gar Amerika ist. Da liest man über den Geschäften in flammenden Lettern „Music corner“, wir wurden sagen „Musikecke“. Oder an anderer

Stelle leuchtet dem werten Kunden ein „Zweiradcenter“ entgegen. Warum nicht schlicht und einfach „Fahrradgeschäft“? Ein simpler Schnutenputzerladen ist heute ein „Haar-Studio“ oder ein „Barber shop“. Naja, und denn ist da noch de „sex shop“, aber dor säge wie up gaut pommersch einfach „Schwienstall“ tau.

Was ist der deutsche Michel nur für ein eigentümlicher Mensch? Vor Jahren war ihm seine plattdeutsche Mundart nicht mehr gut genug. Da mußte Hochdeutsch gesprochen werden und wenn es noch so fehlerhaft war. Heute reicht nun auch schon bei vielen das Hochdeutsche nicht mehr aus, und man bedient sich des Englischen oft in einer Weise, daß sich dein letzten Hafenkuli von Singapur, könnte er es hören, der Magen umdrehen würde. Wie gegenwartsnahe ist da die alte Sage vom „Fischer und siene Fru“. Dei Olsch kan ok de Rache nich vull kriege und taulezt satt se wedder in ehrem Schwienkote. Keiner will heute mehr daran erinnert werden, daß wir alle, und das vor gar nicht langer Zeit, mit null angefangen haben, und schon gar nicht daran, daß die Vertriebenen und Flüchtlinge noch mit „nuller als mit null“ anfangen mußten. Habsucht und Egoismus sind schlechte Wegbereiter. Manch einer täte gut daran, sich immer dann, wenn ihm die Kritik und mag sie noch so berechtigt sein, so flott von der Zunge geht, an den „Fischer und siene Fru“ zu erinnern.

Bei uns in Bütow, in der Stadt wie auf dem Lande, da gab es kein „Zweiradcenter“, da gab es aber das Fahrradgeschäft Filbrand, da ging man auch nicht zur „Party“ oder in die „Disco“, da ging man einfach zum Schwof, und die Musik kam auch nicht vom „Music corner“, sondern die machten die Gebrüder Klawitter, Hans Bonk, Oskar Voß oder irgend eine Dorfkapelle. Wir brauchten keine Musicbox und schon erst recht kein Hasch oder sonst son Teufelszeug.

Die alte Ziehharmonika oder das Schifferklavier taten es auch, für den Rausch sorgten Korn und Bier, los war immer etwas und wer Langeweile hatte, war selbst Schuld daran. Von Freizeitgestaltung redete man nicht viel, man gestaltete sie eben, die freie Zeit. Jeder nach seinem Geschmack und wie mir scheint, in vielen Fällen sinnvoller als heute. Daß die Stadtbevölkerung in dieser Beziehung etwas besser dran war als unsere Dorfbewohner, läßt sich nicht bestreiten. Wer aber glaubt, daß auf dem Lande nichts los war und der Lebensrhythmus sich in groben Zügen im Arbeiten, Essen und Schlafen aufteilte, der war ganz gewaltig auf dein Holzwege. Nach dem Motto „harte Arbeit, frohe Feste“ verstand man auch hier, die Feste zu feiern, wie sie fallen.

Soweit nicht die gesetzlichen Feiertage den erforderlichen Anlaß boten, tat es irgendein Verein. Kriegervereine, Gesangvereine, die Freiwillige Feuerwehr, Turnvereine usw. lösten sich im Verlauf des Jahres in bunter Reihenfolge ab. Es herrschte ein reges Vereinsleben.

So hatte beispielsweise fast jedes größere Dorf seinen Sängerkreis, seinen gemischten Chor, einen Männerchor oder seine Liedertafel, die sich alle in dankenswerter Weise der Pflege des deutschen Volksliedes annahmen. Es wurde fleißig geübt, und einmal im Jahr präsentierte man sich dem hochverehrten Publikum. Das Programm wurde meistens noch durch Darbietungen benachbarter Gruppen bereichert, und mit einem Sängerbund beschloß man den Tag.

Für eine sehr willkommene und meistens sehr feucht-fröhliche Abwechslung sorgte auch einmal im Jahr die Freiwillige Feuerwehr.

Besonders gut gemeint hatten es da einmal die Männer der Neufelder Wehr aus dem benachbarten Kreis Rummelsburg. Bevor das Tanzbein geschwungen wurde, wurden die Gäste mit Kaffee und Kuchen bewirtet, und danach gelangte noch ein kleines Theaterstück zur Aufführung. Jeder hatte seine Rolle brav gelernt, und es klappte auch alles ganz ordentlich. Der Höhepunkt der dörflichen Schauspielkunst aber wurde im dritten und letzten Akt erreicht. Laut Rollenbuch hatte der Zimmermann Hans Wolter einen betrunkenen Landsknecht zu spielen, der mit der Schnapsflasche in der Hand auf die Bühne in den Kreis seiner Kameraden zu torkeln und die Worte: „Ob Weinbrand oder Branntwein, am besten ist man schenkt sich ein“ zu sagen hatte. Diese Rolle spielte er so blendend, daß manch ein Staatsschauspieler vor Neid erblaßt wäre.

Hans hatte nämlich hinter den Kulissen schon kräftig in die Flasche geguckt, und der letzte große Schluck auf der Bühne gab ihm den Rest. Nachdem er seinen Vers deklamiert hatte, wurden unserem tapferen Krieger die Knie weich, er legte sich auf die Bretter, die die Welt bedeuteten und fing, entgegen allen Regieanweisungen, laut und vernehmlich zu schnarchen an. Auch die derben Püffe seiner Kameraden vermochten Hänschen nicht wieder auf die Beine zu kriegen.

Der fallende Vorhang rettete unseren durstigen Zimmermann und die Schauspielerehre der Neufelder Feuerwehr.

Es ist nun eine alte Binsenweisheit, daß in erster Linie die Idealisten die Welt bewegen. Dies trifft in ganz besonderer Weise für das dörfliche Vereinsleben

zu. Alles war und ist nun mal mit Geld verbunden, und dieser begehrte Artikel war niemals in ausreichender Menge vorhanden.

Es mußte also ein zahlungskräftiger, für den betreffenden Verein leicht zu begeisternder Idealist, ein Mäzen, gefunden werden, der zumindest einen sehr erheblichen Teil der anfallenden Kosten aus seiner Privatschatulle bezahlte. Die Beschaffung der Restsumme bereitet dann in den meisten Fällen immer noch Kopfschmerzen genug und man mußte sich schon etwas einfallen lassen.

Eine Einnahmequelle, die sich immer recht gut bewährt hatte, war die des Fahnnagelschlagens, und das ging so:

Auf einer großen Holzplatte waren mehrfarbig Fahne und Losung des Vereins aufgemalt. Es wurden nun Nägel mit den entsprechend farbigen Köpfen verkauft, die dicht nebeneinander auf der vorgezeichneten Fahne eingeschlagen werden mußten.

Auf diesen gewinnträchtigen Gedanken war auch ein Turnverein unseres Kreises gekommen. Man feierte das Stiftungsfest. Alles war bestens organisiert. Der Wettergott zeigte sich von seiner besten Seite, und so konnte das Ereignis im Freien begangen werden. Die Musik spielte einen flotten Marsch nach dem anderen, die turnerischen Vorführungen waren fehlerfrei, die gymnastischen Darbietungen der Damenriege eine Augenweide. Alles war in gehobener Festesstimmung, und dieser Gestalt kam man zu dem Höhepunkt des Tages, zum Verkünden der Vereinslosung sowie zum Schlagen des ersten Fahnnagels. Alles, was Rang und Namen hatte, war vertreten: der Herr Bürgermeister, der Herr Lehrer, die Vorstände der benachbarten Vereine und nicht zuletzt die wichtigste Person, der Mäzen der örtlichen Turnerschaft.

Lange hatte man überlegt, welchen Spruch man zum Wahlspruch des Vereins machen sollte. Nach ausgiebigen Debatten einigte man sich, und hier war wohl der Wunsch des finanzkräftigsten Mannes des Ortes ausschlaggebend, auf den markigen Spruch: „Furchtlos und treu“.

Es war nun hier vor allen Menschen die Aufgabe des großen Gönners, nennen wir ihn einmal Hugo, mit dem Einschlagen des ersten Fahnnagels die Losung bekanntzugeben.

Eine einfache Angelegenheit, werden Sie sagen. Gewiß, aber nicht für unseren Hugo. Hugo war bestimmt nicht auf den Hinterkopf gefallen, er konnte alles, nur nicht vor einer Ansammlung von Menschen in freier Rede einen einzigen zusammenhängenden Satz sprechen.

Aber heute, wo alles so vorzüglich geklappt hatte und bei dem strahlenden Sonnenschein war auch unser Hugo sehr zuversichtlich. Er hatte ja auch zu Hause fleißig geübt, da konnte ja nichts schief gehen. Aber dor harr ne Uhl sete! Der spannende Moment kommt, alles ist Auge und Ohr und Hugo schreitet zur Tat. Die kräftige Hand umfaßt fest den Hammerstiel, der erste Schlag trifft den Nagel mit Macht und mit lauter und fester Stimme hört die erwartungsfrohe Menge Hugo sagen: „Und hiermit sei Eure Losung fortan: furtzlos und treu!“

Da war's raus und Hugo sichtlich erleichtert. Was hierbei aber an Würde verlorenging, wurde an Frohsinn gewonnen, und das kann auch nicht schaden. Abends wurde kräftig das Tanzbein geschwungen, und auf die furtzlose Losung ist wohl noch manch ein Glas geleert worden.

Ein besonders und in erster Linie von der Dorfjugend freudig begrüßtes Ereignis war das Eintreffen des Karussells mit der dazugehörigen Schießbude. Wenn bei uns Kindern das recht sparsam bemessene Taschengeld verfahren war, so brauchten wir trotzdem nicht traurig sein und mußten nicht auf weitere Fahrten verzichten. Herr Dümke aus Groß Gansen, so hieß der Besitzer, hatte da eine drei zu eins Regelung getroffen, die immer galt. Wer dreimal geschoben hatte, konnte einmal fahren. Also, nichts wie rauf auf den Schiebeboden!

Anfang der dreißiger Jahre baute nun unweit der Schießbude, und das war etwas noch nie Dagewesenes, ein weiterer Schausteller sein bescheidenes Zelt auf. Bald stellte es sich heraus, daß es ein Einmannbetrieb in des Wortes wahrster Bedeutung war.

Bei der Eröffnung sah man eine Ringermatte und darüber hing ein Schild, auf dem zu lesen war: „Wer diesen Mann auf das Kreuz legt, bekommt 20,- RM, eigener Einsatz 1,- RM.“

Das war ein verlockendes Angebot, und gerade Pudding in den Armen hatten unsere Burschen auch nicht. So sehr sie sich aber auch anstrebten und abmühten, es schaffte keiner, und der Preisringer hielt sich schon für unbesiegbare und stolzierte auf seiner Matte herum wie der Hahn auf dein Mist. Da ertönte auf einmal aus dein Kreise der Zuschauer die Stimme unseres ersten Lehrers: „Dann werde ich mal die Ehre der Gemeinde retten!“ Jetzt waren natürlich alle Bengels hellwach, und mit gemischten Gefühlen harrten sie der Dinge, die nun kommen sollten. Daß Alexander Kusenak, so hieß der Lehrer, eine gute Handschrift schreiben konnte, hatten wir schon öfters schmerzlich zu spüren bekommen. Gewiß, Alex war kein Hänfling, ob er aber diesen Kerl da schaffen werde, erschien uns doch zumindest recht fraglich. Indessen,

unser Schulmeister hatte in aller Ruhe seine Jacke ausgezogen, ließ sich auf keine langen Kinkerlitzchen ein, und ehe der aufgeblasene Gockel recht wußte, wie ihm geschah, wurde er mit einem lauten und wohl auch recht schmerzhaften Bums mit dem Kreuz auf die Bretter geknallt, die in diesem Falle 20,- RM bedeuteten. Als der Schausteller nun auch noch Ausflüchte machte und nicht gleich zahlen wollte, wäre er um ein Haar mitsamt seinem Zelt im Dorfteich gelandet, und der roch nicht gerade nach 4711.

Er zahlte und die 20,- RM wurden, wie konnte es auch anders sein, im Dorfkrug in Korn und Bier umgesetzt. Wenn man bedenkt, daß ein Korn damals 10 und ein Bier 15 Pfennige kostete, bedarf es keiner großen Fantasie, um sich auszumalen, wie die ganze Gesellschaft nach dem letzten Glas aussah. Für uns Jungen aber war unser Lehrer der Held des Tages.

Den Höhepunkt des Jahres, daran gibt es keinen Zweifel, bildete das Erntedankfest. Am ersten Sonntag im Oktober waren die Kirchen in Stadt und Land brechend voll, und aus einem tiefempfundenen Dankgefühl heraus erklang der Choral von Leuthen, „Nun danket alle Gott“. Daß ohne Gottes Hilfe und Beistand nichts gedeihen kann, weiß keiner besser als der Landmann. Eine ausgelassene Festtagsstimmung aber wollte meistens noch nicht aufkommen. Wohl war die Kornernte glücklich unter Dach und Fach, aber Kartoffeln und Rüben waren noch draußen, und ein früheinsetzender Frost konnte großen Schaden anrichten.

So wurden in den meisten Dörfern die Erntedankfeste auf Ende Oktober, manchmal sogar Anfang November verlegt. Aber dann war es soweit. Vorher wurde haufenweise Kuchen gebacken. Nach dem Mittagessen schmückten Jungen und Mädchen den Saal, hingen die selbstgefertigte Erntekrone auf und kochten für das ganze Dorf Kaffee.

Mutter holte das Neueste aus dem Schrank, Vater zog den Herrgottstischrock an, setzte die Zigarre in Brand, und ab ging es zum Krug! Inzwischen war auch die Blasmusik eingetroffen, und der Marsch von den alten Kameraden ließ gleich jedes Herz höher schlagen. Sorgen, Arbeit und Mühen waren vergessen. Man gab sich ganz dem Gefühl hin, es wieder einmal geschafft zu haben. Auf einmal blies die Musik einen Tusch, ein Kind sagte ein Gedicht auf und der Bürgermeister oder der Lehrer hielt eine mehr oder weniger sinnige Rede, die stets mit dem Dank an den Allerhöchsten und einem gewünschten guten Appetit endete.

Die Musik machte wieder dicke Backen, daß die Scheiben klirrten, und jeder ließ es sich gut schmecken. Das anfangs noch etwas steif und gezwungen wirkende Auftreten gab sich bald und machte einer gelösten Heiterkeit Platz.

Man unterhielt sich, die Männer stellten fest, daß sie sich schon soo lange nicht mehr gesehen hatten, und daß mußte doch begossen werden. „Ja“, sagte der andere „so jung, wie wir heute zusammenkommen, kommen wir nie wieder zusammen.“

Das war dann schon einen zweiten Schnaps und ein Prosit wert. Von jetzt an ging es locker vom Hocker, und für die jeweils nächste Lage fand man immer leichter einen Grund bis zu dem Zeitpunkt, an dem jede Begründung überflüssig wurde. Trotzdem kam es, so lange man unter sich war, niemals zu irgendwelchen Reibereien. Die stellten sich meistens erst dann ein, wenn Fremde auftauchten. Wurden sie frech und kamen unseren Mädchen zu nahe, dann konnte es leicht eine Keilerei mit Tanzvergnügen geben. Um solche unliebsamen Zwischenfälle zu vermeiden, soll sich in einem Bütower Dorf stets ein Vater mit seinen fünf recht stabilen Söhnen zur Verfügung gestellt haben. Machten sich die Störenfriede bemerkbar, so wurden sie nach einem Tusch von eben diesem Vater aufgefordert, den Saal zu verlassen. Taten sie es nicht, folgte ein zweiter Tusch und die Ankündigung des unmittelbar bevorstehenden Rausschmisses, die sich folgendermaßen anhörte: „Die Herren sind nicht gegangen. Die Musik spielt nun ‚muß i denn zum Städele hinaus‘, und jetzt gebt mir und meiner Familie die Ehre.“ Es dauerte nicht lange und die „Herren“ waren verschwunden. Manche sollen sogar durch die Fenster gegangen sein. Die Musik spielte als nächstes Stück „Warum weinst du, holde Gärtnersfrau“, und Ruhe und Ordnung waren wieder hergestellt.

Sehr interessant und amüsan war es auch, wenn man gelegentlich etwas von dein Ballgeflüster in einem Dorfkrug aufschnappen konnte. Vornehmlich immer dann, wenn sich die männliche Stadtjugend einmal unter den Töchtern des Landes umsehen wollte. Den dazu erforderlichen Schneid brachten sie schon mit, unsere Bütower Burschen. Darüber hinaus erkannte man sie meistens auch an ihrer etwas modischeren Kleidung und auch daran, wie sie unseren Mädchen den Hof machten.

In Bernsdorf, Pomeiske, Sonnenwalde, Radensfelde oder Groß Tuchen kam man schnell zur Sache und machte kein großes Theater. Wenn zwei junge Menschen sich mochten, war ja alles klar, man brauchte nicht mehr lange zu palavern und schon gar nicht war man bestrebt, sich in leeren, nichtssagenden Höflichkeitsfloskeln zu üben.

Die Städter sahen das etwas anders. Man hatte doch mehr Pli - oder besser gesagt, man glaubte es zumindest mehr zu haben - als diese Bauernburschen, die sofort mit der Tür ins Haus fielen. Es erforderte doch der Anstand,

so dachte einmal ein Bütower Handwerksgeselle, daß man sich zunächst seiner Angebeteten vorstellt, und das tat er dann ja auch. „Gestatten, mein Name ist Mehrbecks!“ Uns Buermäke hielt dieses Gehabe für vollkommen überflüssig und sagte dann auch prompt: „Dat is mi ganz egal!“ Danach dürfte zunächst eine Sendepause eingetreten sein. Bei dem nächsten Tanz setzte nun unser Jüngling seine „geistreiche“ Unterhaltung fort, indem er feststellte: „Schöne Toilette heute abend.“ „Na, nu wart dat immer bäter“, denkt uns Liesse, „nu verteilt mie de Kierl doch noch wahrhaftig war vonne Schiethüser“ (WC). „Dei het woll siene Schick nich niiehr!“ Die Antwort kam schnell und fiel schon etwas kurzer und unfreudlicher aus. „Dat kan ick nich sage, ick bin noch nich drupp west!“ Wieder trat diese quälende Stille ein. Zu allem Unglück trat unser Don Juan seiner Angehimmelten auch noch kräftig auf die Füße. „Oh, pardon, mein Fräulein,“ entschuldigte er sich. Vör uns Liesse wir nu aber de Einmer vull. „Ach wat, Bebon, Bebon, ull Äsel, up de Feit heßt mie pett,“ sagte sie, ließ ihn mitten im Saal stehen, setzte sich an ihren Tisch, rieb ihren schmerzenden Fuß und har von disse fiene Ort nu gründlich de Nas full.

Jedes Ding hat seinen Anfang und sein Ende, so auch ein Erntedankfest im Kreis Bütow.

Nun sage noch einer, auf dem Lande war nichts los. Wer diese oberflächliche Meinung vertritt, der hat unsere Dörfer und ihre Menschen nie gekannt.

August Brunke

S.55-58

Ende der zwanziger, der dreißiger Jahre fuhr ein alter Mann für das Dorf Neu- hütten die Milch nach Groß Tuchen zur Molkerei. Winter wie Sommer, bei Schnee und Regen, an Werk- wie an Sonn- und Feiertagen. Ich sehe ihn noch heute ganz deutlich vor mir, diesen unteretzten, nicht allzu großen Mann mit den vollen, eisgrauen Haaren und den buschigen Augenbrauen. Trotz seines hohen Alters, er hatte die 80 weit überschritten, hielt er sich gerade und stand fest auf den Füßen. Krank ist er wohl nie gewesen. Wenn man sagt, daß die Alten der Schnaps erhalten hat, so kann das auf August Brunke schon zutreffen. Denn ein leichter Geruch nach Fusel und Schnupftabak haftete ihm immer an, und doch habe ich ihn nie richtig en gesehen. Er war ein Mann aus Eisen. Hart gegen sich selbst und hart gegen andere, die ihm sein vermeintliches Recht nehmen wollten. Halbheiten

kannte August nicht, was er machte, machte er ganz. Immer bereit, dein Freunde die Freundeshand entgegenzustrecken, aber auch stets bereit, dem Feinde ans Leder zu gehen. Ein Pommer aus altern Schrot und Korn. Menschen seines Schlages gibt es wohl schon lange sucht mehr.

Wenn er nach getaner Arbeit vom Milchwagen stieg und sein Pferd in den Stall brachte, dann spannte da nicht der Milchkutscher, sondern noch immer der alte Husar August Brunke, der 1870/71 mitgemacht hatte, sein Pferd aus.

Für uns Kinder war er eine Art Denkmal, ein Stück deutscher Geschichte. Anhängig haben wir ihm zugehört, wenn er von den Kämpfen um Metz erzählte, von nächtlichen Patrouillenritten und den Attacken von Mars la tour und Gravelotte gegen die sich tapfer wehrenden Franzosen. Vielleicht ist er es gewesen, der in uns schon damals die Liebe zur deutschen Geschichte wachgerufen hat.

Daß „Brunk August“ aber, wie er allgemein genannt wurde, noch heute bei vielen Menschen im Gedächtnis ist, ist nicht so sehr auf seine Husarenzeit und auf seine Teilnahme an den deutschen Einigungskriegen zurückzuführen, sondern das verdankt er mehr einigen Schoten, die er sich noch im hohen Alter geleistet hat.

Wenn der Frühling ins Land kam, wurde August zusehends munterer. Die erwachende Natur setzte auch in ihm wieder neue Kräfte frei. Beim ersten Lerchengesang rief er, daß es laut durch das Dorf schaute: „Halleluja, de Lewak singt!“

Und wenn Ende April, Anfang Mai das Vieh ausgetrieben wurde, stach ihn vor Übermut bereits der Hafer. Ganz besonders hatten es ihm hier die manchmal recht böartigen und gefährlichen Bullen angetan. So saß er auch an einem schönen Maientag oben auf der Uferböschung kurz vor seinem Hause und sah dem auf der Weide ziehenden Rindvieh nach. Als nun der Bulle, ohnehin schon verärgert brummend, näherkam, ging das Theater auch schon los.

August zog seine Schnupftabaksdose, streckte sie dem Herren der Herde entgegen und rief, ihn dauernd neckend: „Schnupftabak in't Orschloch puste, Schnupftabak in't Orschloch puste.“ Auf dieses freimütige Angebot wollte der ca. 14 Zentner schwere Stier aber nicht eingehen, sah das vielmehr als eine Frechheit an, senkte den Kopf und stürmte die Böschung hoch. Jetzt war aber auch für August die Flucht die sicherste Verteidigung, und mit einer Behendigkeit, die ihm keiner zugetraut hätte, verschwand er in seinem Stall. Das erboste Rindvieh ließ nun seine Wut an einem alten, morschen

Telefonmast aus, und von oben aus der Giebelluke ertönte es aufs neue: „Schnupftabak in't Orschloch, Schnupftabak in't Orschloch puste!“

Sein Übermut war zeitweilig so stark, daß er in sträflichen Leichtsinne umschlug und ihn einfach jede Gefahr mißachten ließ.

So holte er einmal mit dem sehr hoch gebauten Milchwagen vom Bahnhof Groß Tuchen meine Tante ab. Ob er nun den Spannagel, der den Hinterwagen mit dem Vorderwagen verbindet, verloren hatte, oder ob dieses Eisenteil im Laufe der Zeit durchgescheuert war, wußte keiner. Auf jeden Fall der Spannagel fehlte, August jagte mit seinem Fahrgast in schärfster Gangart über das Neuhüttener Kopfsteinpflaster, und der Hinterwagen wurde nur von einigen dreizölligen Nägeln gehalten, mit denen der niedrige Kasten aufgenagelt war.

Alles schrie und gestikuliert, er möge um Gottes willen langsam fahren. Das konnte ihn aber gar nicht beeindrucken, und er antwortete vom Bock herunter: „Mutte foahre dat Runge und Räder bewere!“ (zittern). Als er Tante Molli glücklich abgeladen und sich den Schaden besehen hatte, sagte er nur kurz und mehr zu sich selbst: „Harre uns dotfoahre kunnt.“ Und damit war für ihn der Fall erledigt.

Eine andere Eigenart, die diesen alten Dickschädel auszeichnete, war sein Gerechtigkeitsgefühl. Er hatte niemals einem Menschen irgendetwas weggenommen, und er ließ sich auch nichts wegnehmen.

Den Nachtschrank, in dem sein Sparstrumpf eingeschlossen war, hatte er mit einer Kette am Bett angeschlossen und dahinter stand griffbereit ein rasiermesserscharfer Torfspaten. Wer ein derartiges Stück Geschirr kennt, weiß, was es für eine gefährliche Waffe sein kann.

Aber auch bei kleineren Dingen war mit August nicht zu spaßen und dies bekam der alte Lehmann, ein Jude, der bei uns ein ambulantes Gewerbe betrieb, sehr schmerzhaft zu spüren.

August war etwas später zurückgekommen und seine Frau machte ihm schnell eine Pfanne Bratkartoffeln, die er besonders gern mochte. Bis nun alles fertig war und auf dem Tisch stand, ging Vater Brunk rasch in den Stall, um noch etwas Brennholz kleinzumachen. Inzwischen kam Lehmann mit seinem Bauchladen, sah die Bratkartoffeln, stellte den Bauchladen bei Seite, lud sich selbst zum Mittagessen ein und ließ es sich gut schmecken. Dies war Mutter Brunken nun aber doch zu viel. Sie nichts wie in den Stall und rief: „August, kumm, Lehmann frett die de gante Brattuffle up!“ Nun war alles zu

spät. August schrie: „Dei Hallerdunnerwatter!“ raus aus dem Stall, einen Holzpantoffel vom Fuß, und der arme Lehmann bekam fürchterlich das Leder voll. Lehmann nebst Bauchladen flogen in hohem Bogen aus der Tür, und seitdem hat sich nie wieder ein Vertreter dieser Gewerbeart in Neuhütten blicken lassen.

Sein Meisterstück aber machte August in dem sehr strengen Winter 1928/29. An einem Sonntag kam er um 14 Uhr von seiner Milchfahrt zurück und wollte sich nun auch innerlich erst mal richtig aufwärmen. Zwei oder drei Koks wirken da ja Wunder.

Als er in die Gastwirtschaft kam und sich die etwas klammen Hände rieb, saß da schon die Dorfjugend und spielt Schafskopf. Nach der kurzen Begrüßung sagte einer der Burschen: „Na, Brunk, hiet is oaber doch wohl kult?“ Darauf August: „Hiet is dat doch nich kult. Junge Bursche un denn bie dem bitzke Frost frare? Giv fief Liter Korn, o ick go hiet noch baft no Grot Tuchem.“

Auf Hochdeutsch: Heut ist es doch nicht kalt. Junge Burschen und dann bei dem bißchen Frost schon frieren? Gib fünf Liter Korn und ich geh noch heute barfuß nach Groß Tuchen.

Dies wollten die Jungen nun aber doch wissen. Eine 5 Liter Kruke Schnaps wurde auf den Tisch gestellt, und die Wette galt.

August überlegte nicht lange, zog Stiefel und Strümpfe aus, und los ging die Tour. In Groß Tuchen bei der Gastwirtschaft Deuble angekommen, ließ sich August einen passenden Napf mit Petroleum füllen, stellte die Füße hinein, und nach einer halben Stunde wurde der Heimweg angetreten. Eingefroren waren wohl nur die Mienen derer, die die Wette zu zahlen hatten.

August war munter und guter Dinge, schnappte seine 5 Liter Korn, nahm eine kräftige Prise, ging nach Hause und machte sich einen gemütlichen Sonntag.

Mien Pommerland (von Bernhard Trittelwitz)

S.58

As ik noch bi di wier,
mien Pommerland,
heff ik woll wüsst,
wur schön du büst,
un heff nü freugt an Land un Strand,
n bruune Heid und witten Sand,
n Busch und Brook, an Haas un Reh
n an de wiede blne See.

As ik noch bi di wier,
mien Pommerland,
heff ik woll wast,
wur riek du büst
un heff nii in mien Harten freugt,
enn siet un wiet de Roggen bleugt,
wenn dörch dat Kum de Meigers gahn
un överall de Hocken stahn.

As ik noch bi di wier,
min Pommerland,
heff ik woll wüsst,
wur stolt du büst,
dat diene Minschen sik bewahrt
ehr eigen Spraak, ehr eigen Oort.
n wenn een in de Frömde seet,
e doch sien Pommern niet vergeet.

Nu, dat ik nich miehr bi di bün,
mien Pommerland, nu weet ik ierst,
wat du mi wierst;
nu geiht mi't ümmer dörch den Sinn,
wat ik so arm ahn Heimat bühn,
un deepe Not kümmt över m,
ach, künn ik doch torüch nah di,
mien Pommerland!